

Josef Ernst Bergmanns Chronik denkwürdiger Begebenheiten der evangelisch-christlichen Gemeinde Strausseneu

Die böhmischen Gemeinden im Inneren Schlesiens, im Strehlemer, Oppelner und Wartenberger Kreise, entstanden in friderizianischer Zeit. Sie gehören in den Rahmen des großen Kolonisationswerkes des Königs hinein, und ihre Geschichte ist daher von den preußischen Wirtschafts- und Siedlungshistorikern mehrfach untersucht und dargestellt worden¹⁾. Die geschlossenen böhmischen Siedlungen hoben sich aber nicht nur durch ihr Volkstum von der deutschen und wasserpölnischen Umgebung ab, sie hatten auch ihre religiöse Besonderheit. Die Böhmen verließen weniger aus wirtschaftlichen als aus religiösen Gründen ihre Heimat. In der überwiegenden Mehrheit waren es geheime Protestanten, „Hussiten“, die sich der in den habsburgischen Ländern herrschenden Staatsreligion nur zum Schein unterworfen hatten und nun in das preußischgewordene Schlesien auswanderten, wie ihre Glaubensgenossen im 17. und frühen 18. Jahrhundert nach Polen, Sachsen und Brandenburg, um frei nach ihrem Bekenntnis leben zu können. Sie brachten in das überwiegend lutherische Schlesien ein neues konfessionelles Element und haben daher auch die schlesischen Kirchenhistoriker immer wieder beschäftigt²⁾.

Die in der Westecke der Grafschaft Glatz gelegenen Gemeinden tschechischer Zunge, von denen in den folgenden Zeilen die Rede sein soll, haben die Aufmerksamkeit der Forschung lange nicht in dem Maße auf sich gezogen wie die binnenschlesischen Schwestergemeinden, weil sie nicht einem heroischen Exodus,

1) Beheim-Schwarzbach, Max: Geschichte der „Hussiten“-Ansiedlungen unter Friedrich II. als Mittelpunkt der böhmischen Glaubens-Colonien in Preußen, in: Zeitschrift für preußische Geschichte, 1876. — Fechner, Hermann: Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit 1741—1806, Breslau 1907. — Schlenger, Herbert: Friderizianische Siedlungen rechts der Oder bis 1800 auf Grund der Aufnahme von Hammer und v. Massenbach. Beihefte zum Geschichtlichen Atlas von Schlesien, hrsg. v. d. Histor. Kommission für Schlesien, Heft 1, Breslau 1933. — Kuhn, Walter: Siedlungsgeschichte Oberschlesiens, Würzburg 1954, S. 201—202.

2) Schwencker, Friedrich: Aus den Anfängen einiger evangelischer Gemeinden in Oberschlesien, in: Zeitschrift des Vereins für Gesch. Schles. 62, Breslau 1928, S. 172—184. — Ders.: Zur Geschichte der Evangelischen Kirche in Oberschlesien, in: Jahrbuch für schles. Kirchengesch. 20, 1929, S. 24—57. — Hultsch, Gerhard: Der slawische Volksteil in der Evangelischen Kirche Schlesiens vor 100 Jahren, in: N. F. 32, Ulm 1953, S. 48—54. — Duvinae: Das Kirchspiel Hussinetz, in: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau 8, 1960, Nr. 1 und 2 (Nachdruck aus: Das Evangelium im Strehlemer Lande). — Münch, Gottard: Die evangelische Gemeinde Münsterberg und die böhmische Einwanderung zu Beginn der preußischen Zeit, in: Jahrbuch N. F. 44, 1965, S. 13—43.

sondern lediglich der politischen Grenzziehung nach dem Ersten Schlesischen Kriege ihre Lösung vom böhmischen Mutterlande verdanken. Diese politische Grenze hält sich nur zum Teil an die natürlichen Gegebenheiten, in unserem Falle an die Wasserscheide von Oder und Elbe. Sie beläßt das hydrographisch zur Grafschaft gehörige Braunauer Ländchen bei Böhmen und schlägt den „Böhmischen Winkel“, die böhmische Seite des „Hummelbezirks“, kirchlich das Gebiet der katholischen Pfarreien Lewin und Tscherbenej, zur Grafschaft, obwohl es sich nach Nachod und Neustadt hin abdacht und über die Mettau zur Elbe entwässert. Wie der „Böhmische Winkel“ von Böhmen her leichter zugänglich war als von Glatz her, so behielt er seine wirtschaftlichen und kulturellen Bindungen an Böhmen auch in preußischer Zeit, ein halbvergessenes Ländchen³⁾, zu dessen Geschichte die Chronik des Straussenejer Pastors Bergmann einen wichtigen Beitrag liefert.

Die Chronik ist tschechisch geschrieben und spielt in der tschechischen Geschichtsforschung und Literatur seit einem halben Jahrhundert eine vielbeachtete Rolle⁴⁾. In deutscher Übersetzung erscheint sie hier zum ersten Male. Ihr tschechischer Titel lautet: *Letopisi pamatnjch udalosti evangelicko-křestanske Obce w Straužnym*.

Ihr Verfasser Josef Ernst Bergmann wurde am 17. August 1798 als Sohn eines Webers in der zu Bosen gehörigen Kolonie Zápudov in Bezirk Jung-Bunzlau in Böhmen geboren. Die Armut des Vaters machte ihm den Besuch einer höheren Schule unmöglich. Er erlernte das Weberhandwerk und wurde 1814 und 1815 zum Militär eingezogen, aber beide Male seiner Schwächlichkeit wegen nach kurzer Zeit wieder entlassen. Erst dem Achtzehnjährigen gelang es im Herbst 1816, auf dem Gymnasium in Jung-Bunzlau Aufnahme zu finden. Er besuchte es mit gutem Erfolg bis 1823 und trat dann in den Schulorden der Piaristen ein, dem auch seine Lehrer zum Teil angehört hatten. Nach Absolvierung des Noviziats in Beneschau kam er an das Lyzeum in Leitomischl, an dem die Piaristen ihren Nachwuchs ausbildeten. Noch vor dem Abschluß des Studiums wurde er hier an einer Knabenschule als Lehrer eingesetzt⁵⁾. Da wurde ihm der tiefe Gegensatz offenbar, in dem er sich unter dem Einfluß der Aufklärungsphilosophie schon lange zu den Lehren der katholischen Kirche befand. Er legte daher im September 1826 sein Ordenskleid ab und machte sich auf den Weg nach Schlesien.

³⁾ Dove, Alfred: Aus der Grafschaft Glatz. Eine Sommererinnerung (1874), in: Vierteljahresschrift f. Gesch. u. Heimatkunde der Grafschaft Glatz 9, 1889/90, S. 114—121. — Mader, Wilhelm: Die Westecke der Grafschaft Glatz, in: Bunte Bilder aus dem Schlesiernlande, hrsg. v. Schlesischen Pestalozziveerein, Breslau 1898, S. 300—306. — Ders.: Chronik der Stadt Lewin, 2. Aufl., Lewin 1903, S. 5—9. — Fogger, Joseph: Glatzer Land und Volk II, Lüdenscheid 1956, S. 11, 28—29.

⁴⁾ Alle Angaben der Einleitung hierüber verdanken wir W. Berndt.

⁵⁾ Vgl. Metyš, Jaromír: *Litomyšl v Jiráskove kronice „U nás“*, in der Zeitschrift: *Od trstenické stezky*, 1927/28, S. 134—150. (B)

Eigentlich wollte er zu Herbart nach Königsberg, aber seine Mittellosigkeit hielt ihn in Breslau fest. Er ließ sich bei der philosophischen Fakultät inskribieren, hörte Wachler, Braniß, Köcher und Steffens und trat am 19. Januar 1827 in der Elisabethkirche zum evangelischen Bekenntnis über. Er besuchte nun auch die Vorlesungen von David Schulz, Heinrich Middeldorpf und Daniel von Coelln. Am Ende des Wintersemesters 1828/29 ließ er sich exmatrikulieren, in der Absicht, nach Königsberg und Upsala weiterzugehen und schließlich nach Amerika auszuwandern. Da lenkte David Schulz seine Aufmerksamkeit auf Strausseney, das eines des Böhmisches kundigen Predigers bedurfte, und Bergmann machte sich alsbald auf den Weg und hielt am Ostermontag 1829 in Strausseney seine erste Predigt. Darauf besuchte er seine Mutter in Böhmen und kehrte zu abschließenden theologischen Studien nach Breslau zurück. Im Januar und April 1830 legte er seine Prüfungen ab und wurde im September 1830 ordiniert, nachdem er seine Tätigkeit in Strausseney bereits im Juli aufgenommen hatte.

Als erster Seelsorger der neugebildeten Gemeinde hatte er eine schwere Aufbauarbeit zu leisten. Das Cholerajahr 1831/32 forderte von ihm eine zusätzliche Bewährung in leiblicher und geistiger Not. Die Wirtschaft führte ihm zunächst die Mutter, die aber die Verpflanzung in die neue Umgebung nicht lange überlebte, und vom Dezember 1833 an seine Frau Maria Berndt aus Nieder-Podiebrad, die Großtante des Chronikübersetzers Wolfgang Berndt in Neratovice. Maria schenkte ihrem Manne zwei Söhne, die früh starben, und vier Töchter, um deren besserer Versorgung willen er im Herbst 1849 nach Amerika auswanderte. Im Juli 1839 gründete Bergmann einen Abstinentenbund, der bald den sittlichen Kern der Gemeinde bildete. Dann geriet er wie sein Lehrer David Schulz in Opposition zu der pietistischen Richtung, die mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. ans Ruder kam. Er war bei der Regierung daher nicht gut angeschrieben und mußte lange Jahre vergebens um den Ersatz seines baufällig gewordenen Kirchleins durch einen stattlicheren Neubau kämpfen. In den Jahren 1847/48 kam dieser endlich zustande. Die Einweihung fand am 24. September 1848 statt. Bergmann hatte für seine arme Diasporagemeinde⁶⁾ nun alles erreicht, was in seinen Kräften stand. Er feierte mit ihr am 22. Juli 1849 den zehnjährigen Bestand des Abstinentenbundes, dessen Erhaltung ihm besonders am Herzen lag, legte Mitte September über die Kassenverwaltung Rechenschaft ab, nahm am 2. Oktober Abschied von der Gemeinde und brach am 3. Oktober mit den Seinen nach Amerika auf.

Er war in Texas zunächst als Prediger tätig, erwarb dann eine Farm und brachte es zu einem erfreulichen Wohlstand. Dieser setzte ihn in die Lage, seinem Bruder in der Heimat, der mit dreizehn Kindern gesegnet war, kräftig

⁶⁾ Vgl. Bach, Alois: Urkundliche Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz, Breslau 1841, S. 379 (für das Jahr 1840), und Fogger, a. a. O. S. 29 (für das Jahr 1925).

unter die Arme zu greifen. Auch mit einzelnen Mitgliedern seiner Gemeinde behielt er Verbindung. Er munterte sie auf, gleichfalls nach Amerika, ins Land der Freiheit, auszuwandern. Er soll bald nach dem Sezessionskriege (1861—65) gestorben sein ⁷⁾.

Die Chronik, die Bergmann seinen Nachfolgern hinterließ, war eine Handschrift von 34 Seiten. Er führte sie nicht regelmäßig von Jahr zu Jahr, sondern arbeitete hauptsächlich zu Beginn und am Ende seiner Strausseneyer Zeit an ihr. Im Schlußteil finden sich mehrfach Bemerkungen, die sich auf diese Arbeit beziehen: „Bis heute — bis zum 3. Oktober“ (1848), „heute, am 13. September“ (1849) oder „Heute, am 2. Oktober“ (1849). Der Schilderung seiner eigenen Tätigkeit in Strausseney schickt Bergmann eine aufschlußreiche Geschichte des Ortes voraus, die sich für die älteren Zeiten freilich nur auf mündliche Überlieferungen stützt, aber für das preußische Jahrhundert daneben auch Akten heranziehen kann. Nachdem Bergmann die Geschichte der Gemeinde bis 1830 geführt hat, gibt er über seine eigene Entwicklung Auskunft. Dieser Teil seiner Chronik ist für den Schlesier von besonderem Interesse. Eine ursprünglich vorgesehene Kapiteleinteilung ließ er bald außer acht. In die Übersetzung wurden der Symmetrie wegen die fehlenden Überschriften von I, 3 an eingeschoben.

Der erste, der den kulturgeschichtlichen Wert des kleinen Werkes erkannte, scheint der Pastor Josef Šára gewesen zu sein, der um die Jahrhundertwende im nahen Hronov an der Mettau wirkte. Er ließ sich in den Jahren 1900 bis 1903 von seiner Tochter Libuše eine Abschrift herstellen, die er bald auch anderen Interessenten mitteilte. Von weittragender Bedeutung wurde es, daß die Chronik im Original oder in Abschrift in die Hände des bedeutenden tschechischen Romanschriftstellers Alois Jirásek gelangte. Dieser wurde in Hronov am 23. August 1851, also kaum zwei Jahre nach dem Fortgang des in der ganzen Gegend bekannten evangelischen Böhmenpfarrers Bergmann, geboren. Er starb, von seinem Volke tief betrauert, am 12. März 1930 in Prag. Seine Werke, die noch immer aufgelegt werden, umfassen zweiunddreißig stattliche Bände. Sie behandeln überwiegend Themen aus der tschechischen Geschichte vornehmlich des 15. und 17. Jahrhunderts. Seiner engeren Heimat Hronov ist der volkstümliche Roman „U nás“ (Bei uns) gewidmet. Er spielt in den Jahren 1823 bis 1852. Seine Hauptgestalt ist der katholische Pfarrer Regner, von Jirásek nach seinem Geburtsort Havlovický genannt, ein großer nationaler Volkserzieher auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Regner unterhält zu Bergmann in Strausseney freundschaftliche Beziehungen, im Roman freundschaftlichere als in der geschichtlichen Wirklichkeit. In jedem Falle kam Jirásek bei seinem Bemühen um kulturgeschichtliche Treue die Entdeckung der Strausseneyer Chronik sehr

⁷⁾ Überlieferungen der Familien Berndt und Bergmann und Mitteilungen in den unten angegebenen Arbeiten von Kubín, Mičan und Souček.

zustatten. Die vier Bände des Romans erschienen in den Jahren 1895 bis 1903, also genau in der Zeit, als Šára Pastor von Hronov war ⁸⁾).

Das durch den Roman geweckte Interesse veranlaßte T. B. Kašpar im Jahre 1915 dazu, in der Zeitschrift *Česka rodina* unter dem Titel „E. Bergmann: Počátkové evangelicko-křesťanské obce v Stroužném“ einen Auszug aus der Chronik zu veröffentlichen. Noch wichtiger war, daß der Historiker Stanislav Souček nun eine sorgfältige Abschrift der Chronik herstellte und sie im Anschluß an seine Analyse von Jiráseks Roman 1922 in Band VII der Zeitschrift *Sborník Filologický* unverkürzt veröffentlichte ⁹⁾. Die Abschrift, die Šára zu Beginn des Jahrhunderts hatte nehmen lassen, scheint schließlich nach Nachod in das Archiv der „Česká jednota“ gelangt zu sein. Hier fand sie Vladimír Míčan, der sie zusammen mit einigen anderen Dokumenten 1931 unter dem Titel „Josef Ernst Bergmann: Letopisy pamatnjch událostj evang.-křesťanské obce v Straužným“ als Band 8 der Schriftenreihe „Knížnice Biblické jednoty“ in Brünn herausgab. Einen Auszug aus der Chronik veröffentlichte außerdem J. V. Simák 1926 in der Zeitschrift *Od Ještědu k Troskám*. Zuletzt beschäftigte sich 1946 Vladimír Černý in der Prager Zeitschrift *Kladský sborník* mit Bergmann und seiner Chronik ¹⁰⁾. Simák und Černý gehen beide auf Souček zurück.

Die Original-Handschrift, die lange auf dem Boden des Strausseneyer Pfarrhauses gelegen haben soll, dürfte verloren sein. Schon Míčan konnte ihrer nicht mehr habhaft werden, als er sie 1931 mit der Nachoder Abschrift vergleichen wollte. Seitdem ist der Böhmisches Winkel mit Schlesien und der Grafschaft unter polnische Verwaltung gekommen. Das Pfarrhaus von Strausseney dient jetzt einem polnischen Industriebetrieb als Erholungsheim. Es wurde für die neue Verwendung gründlich umgebaut. Auf alte Schriften wurde dabei kaum achtgegeben. Die Strausseneyer Kirchenbücher befanden sich nach 1945 eine Zeitlang in dem tschechischen Nachbardörfchen Kotschina (Machovské Končiny), einer zu Machau gehörenden Kolonie von fünf Häusern nordöstlich von Strausseney. Später wurden sie der zuständigen polnischen Stelle in Kudowa ausgehändigt. Eine Chronik soll sich bei diesen Büchern nicht befunden haben. Auch der vorliegenden Übersetzung mußte daher die Abschrift Součeks zugrunde gelegt werden.

Bergmann schreibt trotz seiner böhmischen Herkunft keineswegs ein klassisches Tschechisch. Schon J. St. Kubín stellte 1926 fest: „Überall ist zu sehen, was für

⁸⁾ Einen eingehenden Vergleich zwischen Roman und Geschichte bereitet der Übersetzer der Chronik vor. (B)

⁹⁾ Souček, Stanislav: Josefa Arnošta Bergmanna Letopisy evangelické obce strouženské v Kladsku a jejich užití v Jiráskove románe „U nás“, in: *Sborník Filologický* VII, Prag 1922, S. 214–271. (B)

¹⁰⁾ Černý, Vladimír: *Kladský buditel*, in: *Kladský sborník*, Prag 1946, S. 57–83. (B)

Schwierigkeiten es Bergmann macht, sich schriftlich auszudrücken¹¹⁾.“ Es kommt ihm nur auf das Was, nicht auf das Wie der Aussage an. Der Übersetzer mußte auf diesen Sachverhalt Rücksicht nehmen. Er durfte den Stil nicht verbessern, wenn er dem Wesen des Verfassers gemäß bleiben wollte. Nur einen Eingriff hielt er für unumgänglich: Er teilte die überlangen Sätze Bergmanns auf, um sie leichter verständlich zu machen. Die Personennamen schreibt Bergmann nach dem Gehör, das hat manche Unstimmigkeiten zur Folge. Der Übersetzer hat in eindeutigen Fällen die amtliche und in weniger klaren Fällen die wahrscheinlich richtige Schreibung eingesetzt, in den Anmerkungen aber jeweils über die offenen Fragen Auskunft gegeben. Die größeren Orte hat der Übersetzer mit den den Deutschen vertrauten Namen benannt, bei den kleineren hat er die amtliche tschechische Bezeichnung in Klammern hinzugefügt.

Nach dem Weggang Bergmanns von Strausseney wurde die Chronik nicht systematisch weitergeführt. Die Pastoren Kurtz (1857–63) und Burghard (1878–81) begnügten sich mit einigen Zusätzen in deutscher Sprache. Diese Zusätze übertrug Libuse Šára, die das Deutsche nicht voll beherrschte, im Anschluß an ihre Abschrift ins Tschechische, und so brachte sie dann Mičan 1931 zum Abdruck. Unser Übersetzer übertrug sie ins Deutsche zurück. Ihre Form ist auf diesem verschlungenen Wege nicht besser geworden; ihrem Inhalt nach sind sie unentbehrlich, da sie die weitere Entwicklung der Gemeinde Strausseney zum mindesten ahnen lassen.

Ihrem sachlichen Gehalt nach geht diese Einleitung im wesentlichen auf den Übersetzer zurück. Ihm ist auch ein Großteil der Anmerkungen zu danken. Sie sind, soweit sie ihm gehören, mit einem (B) gekennzeichnet.

Chronik denkwürdiger Begebenheiten der evangelisch-christlichen Gemeinde Strausseney

I. Die Anfänge der evangelisch-christlichen Gemeinde in Strausseney

1. *Von den Anfängen bis zur Eroberung Schlesiens durch die Preußen, eine Etappe von etwa 300 Jahren*

Über die Anfänge der Gemeinde liegen in diesem Dorfe keinerlei schriftliche Unterlagen vor, und sollte es in alten Chroniken dieser oder jener Nachbargemeinde, die zur Zeit alle römisch-christlich sind, welche geben, so sind uns diese nicht zugänglich.

Die hier festgehaltenen Mitteilungen gehen daher alle auf mündliche Erzählungen zurück, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden und so in den hiesigen Familien erhalten blieben. Nach diesen Berichten fallen die

¹¹⁾ Kubin, Josef Stefan: *Ceské Kladsko*, Prag 1926, S. 193.

Anfänge der Gemeinde in das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, und es soll sich um eine hussitische Gründung handeln¹²⁾. Zum Königreich Böhmen gehörend, nahm sie im sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Anteil an der Religionsfreiheit und der damit zusammenhängenden höheren Bildung. Auch ein gewisser Wohlstand war damit verbunden. In dieser Blütezeit des tschechischen Volkes war die Gemeinde voller Menschen. Das bezeugen alte Äcker, die noch heute hier und da in den umliegenden Wäldern anzutreffen sind und die für die erwähnte ehemalige hohe Einwohnerzahl sprechen. Dort, wo jetzt das Strausseneyer Oberdorf steht, wurde Ende des vergangenen achtzehnten und zu Beginn des jetzigen neunzehnten Jahrhunderts ein Wald mit hundertjährigen und noch älteren Bäumen ausgerodet. Als man dann anfang, auf der Lichtung die heutigen Häuser zu bauen, stieß der verstorbene Josef Benesch beim Graben des Kellers gleich gegenüber dem jetzigen Pfarrhause auf eiserne Gegenstände, die eindeutig beweisen, daß hier schon Häuser standen, noch ehe Wald aufwuchs. Davon zeugt auch die Sage von einem gewissen Lipolt, nach dem das Gebiet, das an das böhmische Dorf Kontschina (Machovské Končiny) grenzt, früher Lipoltstal genannt wurde. Heute stehen neue Häuser hier, aber der Ort heißt noch immer „Im Tale“.

Ob die Gemeinde damals eine Schule für die Kinder hatte, ist nicht bekannt. Sicher ist jedoch, daß die Einwohner lesen und schreiben konnten. Dafür sprechen alte tschechische religiöse Bücher aus der damaligen Zeit, die auch heute noch in manchen Familien zu finden sind. Eine Kirche gab es hier jedoch nicht, und die Einwohner mußten die Kirche in Tscherbenej oder dem ebenso weit entfernten Marktflecken Machau besuchen. Wohin sie zugehörig waren, ist ebenfalls nicht bekannt, doch waren damals beide Kirchen, die in Tscherbenej und die in Machau, wie überhaupt alle in dieser Gegend, der böhmischen evangelisch-christlichen Kirche geweiht¹³⁾.

¹²⁾ Am Rande der Handschrift ist an dieser Stelle bemerkt: „Allgemeine Angaben über diese alte Zeit findet man in der Geschichte Böhmens; eine besondere Rolle spielte die Gemeinde in dieser Geschichte nicht.“ (B) Bachs „Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz“ erschien erst 1841, die erste Auflage von Maders „Chronik der Stadt Lewin“ erst 1868. Aus diesen Werken hätte Bergmann Näheres über die mittelalterliche Geschichte des Böhmisches Winkels erfahren können. Die Pfarrkirche von Tscherbenej, zu deren Sprengel Strausseney gehört, wird zwar erst 1384 erstmalig erwähnt, ist aber sicher wesentlich älter (Bach S. 298). Sie verliert in der Hussitenzeit ihre Selbständigkeit und wird als Tochterkirche benachbarten Pfarreien angeschlossen. (Bach S. 508. — Mader, Westecke, S. 303.) Die beiden Pfarreien des Böhmisches Winkels, Lewin und Tscherbenej, gehören bis in die Neuzeit hinein nicht zum Dekanat Glatz wie die ganze übrige Grafschaft, sondern zum Dekanat Dobruschka (Bach S. 298). Von den zahlreichen kleinen Siedlungen des Hummelbezirks, die überwiegend tschechische Namen haben, erinnern zwei durch diese ihre Namen an den Ketzerkönig Georg Podiebrad: Groß- und Klein-Georgsdorf (Jirkovec veliký und Jirkovec maly) (Mader, Lewin, S. 7).

¹³⁾ Über Reformation und Gegenreformation in der Grafschaft gibt Bach ausführlich Auskunft. Die Pfarrei Tscherbenej wird 1620 durch Rudolf von Stubenberg auf Neustadt zur Pfarrei Neustadt an der Mettau geschlagen. Als im Jahre 1664 das Bistum Königgrätz gegründet wurde, kamen die Pfarrei Tscherbenej und die zu Nachod gehörenden Gemeinden Slaney und Brzesowie zu diesem neuen Bistum, während die übrige Grafschaft als eigenes Dekanat unmittelbar beim Erzbistum Prag blieb (Bach S. 309). Der Königgrätzer Bischof Wratislaw von Mikowsky macht 1738 Tscherbenej wieder zur selbständigen Pfarrei. Zu ihr gehörten Kudowa, Jakubowitz und Strausseney in der Grafschaft und zwei Gemeinden im Böhmisches (Bach S. 509).

Wie für das ganze böhmische Land war der Dreißigjährige Krieg im siebzehnten Jahrhundert auch für diese Gegend ein trauriges Verderbnis. Päpstlicher und priesterlicher Neid verwandelten mit jesuitischer List christliche Liebe in Boshaftigkeit. An Stelle eines gesegneten Friedens trat ein Fluch, und viele unserer Brüder wurden ermordet.

Damals wurde die hiesige Gemeinde durch Kriegsereignisse — noch heute werden auf den gegen Kotschyna und Machau gelegenen Feldern eiserne Kugeln gefunden —, durch Religionsverfolgungen und durch die mit diesen Unruhen zusammenhängende Hungersnot und Pest bis auf wenige Familien — drei bis fünf — ausgerottet. Die Wohnhäuser wurden in Brand gesteckt, oder sie verfielen von selbst, weil sie von den Bewohnern verlassen wurden. Die Felder blieben unbestellt, und über alles wuchs der Wald.

Die Leute hier erzählen noch heute, wie sich ihre Vorfahren vor den Verfolgern in den Wäldern und den Felsen verstecken mußten, und sie zeigen auch eine Feuerstätte, auf der sich die armen Vorfahren, im tiefen Walde versteckt, ihr Essen zubereiteten. Selbst nach Beendigung des unglücklichen Krieges verbesserten sich diese traurigen Zustände nicht. Der ganzen Gegend wurden brutal päpstliche Fesseln angelegt, und dadurch verlor sie nicht nur ihr freihheitliches Denken, sondern auch alles geistliche Wissen und allen Wohlstand. Wer die Felder der Väter bestellen wollte und wer die niedergedrückten Eltern öffentlich unterstützen wollte, der mußte wenigstens zum Schein die päpstlichen Fesseln anlegen.

Trotzdem aber blieben einige Mitglieder der oben erwähnten übriggebliebenen Familien der einmal erkannten Wahrheit treu. Soweit wir wissen, waren es Angehörige der Familien Hauschke, Zwikirsch und Kubetschek, die so den Keim der jetzigen neuen evangelisch-christlichen Gemeinde bildeten. Diese treuen Diener Christi konnten sich nur im Geheimen zu gemeinsamen Vorlesungen, gemeinsamem Gebet und gemeinsamem Gesang zusammenfinden. Im Sommer trafen sie sich in den Wäldern und in den Felsen; im Winter kamen sie nachts in Kellern zusammen, wobei sie allerdings immer einen Wachposten aufstellen mußten. Noch heute steht vor dem Hause der Familie Zwikirsch im Strausseneyer Unterdorf eine Linde, in deren hohlem Stamme verbotene Schriften versteckt waren¹⁴).

Jetzt gehörte die hiesige Gemeinde zur römisch-christlichen Kirche in Tscherebeny. Wenn der Pfarrer kein hinterlistiger Wüterich war, ließen sich die Leute von ihm taufen und trauen. Unterricht im Lesen, Schreiben und im Worte

¹⁴) Die Handschrift hat an dieser Stelle folgende Randbemerkung: in deutscher Sprache: „Dieselbe ist, nachdem sie inwendig hohl geworden war, im Herbst 1886 gefällt worden. Ihr Durchmesser betrug an der Erde ca. 2 m. In dem hohlen Stamm — wenigstens an dessen unterem Ende — konnte ein Mann in gebückter Stellung stehen.“ (B)

Gottes erteilten sie jedoch ihren Kindern selbst. Ihre Toten, die nicht auf den Friedhof in Tscherbenedy aufgenommen wurden, begruben sie zu Hause in ihren Gärten. Die ganze Zeit hindurch wurden sie jedoch dauernd von den giftigen Jesuiten verfolgt und der Wahrheit Gottes wegen gequält.

2. *Bis zum Bau der Kirche in Kudowa, eine Zeit von 30 Jahren*¹⁵⁾.

Das dauerte so lange, bis der preußische König Friedrich II., der Große, mit Schlesien auch die Grafschaft in seinen Besitz bekam. Erst jetzt konnten diese Treuen freier atmen, erst jetzt konnten sie auch bei Tage und laut die teuren Lieder der Vorfahren singen, die heilige Schrift lesen und sich zur gemeinsamen Ehrung Gottes in ihren Wohnungen zusammenfinden. Jetzt mußten auch ihre Toten auf den Tscherbenedyer Friedhof aufgenommen werden. Als auf die dringende Bitte der Römischen, die gegen diese Verordnung protestierten, eine königliche Kommission nach Tscherbenedy kam, fragte der königliche Kommissar den Pfarrer und seine Handlanger, ob etwa nachts auf dem Friedhof Gezänk zwischen den dort begrabenen Toten zu hören sei, und als sie zugeben mußten, daß dergleichen nicht zu hören sei, entschied der Kommissar, daß auch in Zukunft die Toten der Evangelisch-christlichen dort aufgenommen werden müßten.

Als aber im Siebenjährigen Kriege 1760 die kaiserliche Armee Glatz zurückeroberte und Schlesien besetzte, zog ein neues, von den giftgeifernden Jesuiten angestecktes Gewitter über die armen Vorfahren. Ihre Wohnhäuser wurden überfallen und durchsucht. Alle Schriften wurden beschlagnahmt und in Tscherbenedy vor der Kirche verbrannt. Einige von den Leuten aber wurden in Ketten nach Wien geführt, von wo aus sie nach Siebenbürgen geschickt wurden. Auch heute noch sollen einige hiesige Familien Verwandte dort haben. Einer von den Abgeführten, ein gewisser Hauschke, konnte mit Hilfe eines Freundes in Wien entkommen und in Verkleidung zu seiner Familie nach Strausseney zurückkehren, wo er auch glücklich ankam.

Auch den Toten wurde damals wieder die letzte Ruhe auf dem Friedhof verweigert, und einer der Brüder aus Tscherbenedy mußte seinen Toten erneut im Garten begraben¹⁶⁾.

Doch diese neue Not war nicht von langer Dauer. Bald besiegte König Friedrich seine Feinde von neuem und befreite Schlesien und Glatz von diesen

¹⁵⁾ Die Überschrift ist nur als Randbemerkung zugefügt. Weitere Überschriften fehlen ganz. (B) — Richtiger wäre es, „eine Zeit von 50 Jahren“ anzugeben, da für den Wandel in der konfessionellen Lage Schlesiens bereits der Erste Schlesische Krieg, nicht erst der Frieden von Hubertusburg maßgebend war.

¹⁶⁾ Randbemerkung: „Smetana“. (B)

Teufeln; und der im Garten begrabene Tote mußte auf Kosten des Pfarrers ausgegraben und auf den Friedhof überführt werden ¹⁷⁾).

Bald nach der Eroberung durch die Preußen kam eine große Schar böhmischer Emigranten nach Schlesien, die der Religionsfreiheit wegen ihre Heimat, ihre Häuser, ihre Verwandten und ihren Lebensunterhalt verlassen hatten. Sie siedelten sich 1742—1743 in Münsterberg an. Hier, wo es keine böhmisch-evangelische Kirche gab, wo sie jedoch von den deutschen evangelischen Einwohnern Münsterbergs freundlich aufgenommen wurden, schlossen sie sich deren lutherisch-evangelische Konsistorium in Breslau, von dem sie auch einen berufenen Geistlichen erhielten. Diesen Böhmen schloß sich auch die evangelisch-christliche Gemeinde in Strausseney an, denn auch sie wollte Anteil haben an dem Wohle einer richtigen Kirchengemeinschaft und wünschte sich eine regelmäßige pastorale Führung. So, zu Münsterberg gehörend, wurde sie jetzt immer einige Male im Jahre von dem dortigen lutherisch-evangelischen Prediger besucht.

Doch alle diese Böhmen waren unter dem Einfluß der böhmisch-evangelischen Lehren aufgewachsen. Sie hielten ihre alten Schriften in großen Ehren und konnten sich nicht ganz mit den Lehren der deutsch-evangelischen oder lutherischen Kirche vereinigen. Als daher im Jahre 1746 ¹⁸⁾ ein größerer Teil dieser Böhmen von Münsterberg nach Strehlen umsiedelte und dort die Dörfer Hussinetz, Podiebrad und Pentsch gründete, wo sich ihnen noch viele andere Böhmen anschlossen, die ebenfalls ihre Heimat verlassen hatten, blieben sie nicht mehr bei dem lutherischen Glauben, sondern schlossen sich der reformierten Kirche an und erhielten auch einen reformierten Prediger ²⁰⁾. Der Rest der Emigranten in Münsterberg blieb dagegen bei der lutherischen Kirche. Diese Spaltung der Emigranten wirkte sich selbstverständlich auch auf die befreundete Gemeinde Strausseney aus. Die Mehrzahl der böhmisch-evangelischen Einwohner Strausseney trennte sich ebenfalls von der Münsterberger Gemeinde und schloß sich der Gemeinde Hussinetz bei Strehlen an. Der böhmisch-evangelische Glaube hatte eben doch mehr mit der reformierten Kirche gemeinsam als mit der lutherischen. Auch in der Strausseneyer Gemeinde kam es also zu einer Spal-

¹⁷⁾ Nach dem Hubertusburger Frieden paßte Friedrich der Große an der Westecke der Grafschaft die kirchlichen Grenzen an die politischen an: Die Pfarrei Tscherbenej wurde 1765 zum Dekanat Glatz geschlagen, und 1780 wurden auch noch die beiden Grenzdörfer Schlaney und Brzesowiej von der Pfarrei Nachod gelöst und mit Tscherbenej verbunden. (Bach S. 373, 509. — Mader, Westecke, S. 303.)

¹⁸⁾ Vgl. Münch: Die evangelische Gemeinde Münsterberg, S. 28 ff.

¹⁹⁾ Die Übersiedlung von Münsterberg nach Strehlen erfolgte nach langen Kaufverhandlungen erst im Frühjahr 1749. Vgl. Beheim-Schwarzbach, Hussiten, S. 458—459, 514—515. — Fehner: Wirtschaftsgeschichte, S. 126. — Hultsch, G.: Aus der Geschichte der böhmischen Gemeinden innerhalb der schlesischen evangelischen Kirche, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 77, Breslau 1943, S. 97.

²⁰⁾ Hultsch: Der slawische Volksteil, S. 54.

tung. Von dieser Zeit an besuchten Strausseney zwei Geistliche, der lutherisch-evangelische aus Münsterberg und der reformierte aus Hussinetz, und jeder war bemüht, seine Partei zu festigen und zu stärken²¹⁾. Dadurch wurde die traurige Zwietracht nur noch vergrößert, und es kam so weit, daß die, die früher allen Verfolgungen und schweren Zeiten zum Trotz in christlicher Liebe lebten und zueinander hielten, sich jetzt mißtrauisch gegenüberstanden und sich sogar zu hassen begannen. Und das alles wegen Glaubensbekenntnissen und Zeremonien, die von menschlicher Hand niedergeschrieben und herausgegeben wurden.

3. Die Errichtung der Kirche von Kudowa

Inzwischen strengten sich beide Parteien an, die Erlaubnis zum Bau einer eigenen Kirche zu erhalten, denn mit jedem Jahre wuchs die Zahl der Gläubigen, und es wurde immer schwieriger und unmöglicher, sich zu Gottesdienst und Abendmahl in irgendeiner Wohnung zusammenzufinden.

Besondere Anstrengungen machte in dieser Richtung Jan August Pokorný (Demuth), der in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts als lutherisch-evangelischer Prediger bei der in Münsterberg zurückgebliebenen böhmischen Gemeinde tätig war. Er wurde in Dresden in Sachsen geboren und von der dortigen lutherisch-evangelischen Kirche erzogen. Seine Eltern waren Böhmen, die des Glaubens wegen aus ihrer Heimat verjagt wurden²²⁾. Dieser Pastor stellte bei den hohen königlichen Ämtern einen Antrag, in dem er um die Erlaubnis bat, in Strausseney eine Kirche bauen zu dürfen. Außerdem bat er auch um die Erlaubnis, in den königlich preußischen Ländern zu diesem Zwecke eine Sammlung oder Kollekte durchführen zu dürfen. Daraufhin wurde von dem königlichen Konsistorium in Breslau ein gewisser Herr Charisius als Kommissar nach Strausseney geschickt. Die Kommission, der außerdem noch Graf Stillfried²³⁾ und Pastor Pokorný angehörten, trat am Vormittag des 8. Januar 1796 zusammen. Beide Parteien, die lutherische und auch die reformierte, wurden vorgeladen, und es fanden sich ein

²¹⁾ Die Fürsorge für die deutschsprechenden Protestanten des Hummelbezirks war dem Pastor der evangelischen Bürgergemeinde in Glatz anvertraut. Mit Genehmigung des erzbischöflichen Amts zu Prag vom 14. Juni 1789 wurde ihnen für ihre Gottesdienste die Kreuz- und Begräbniskirche in Reinerz zur Verfügung gestellt. (Bach S. 379.)

²²⁾ Über Pastor Johann August Demuth (Pokorný) macht Franz Hartmann in seiner „Geschichte der Stadt Münsterberg“, Münsterberg 1907, S. 322—324 und S. 332 ausführliche Mitteilungen. Demuth wurde am 16. April 1736 in Dresden geboren, studierte in Halle bis 1765 und wurde im Herbst 1767 der böhmischen Gemeinde in Münsterberg als Nachfolger des nach Oberschlesien versetzten Pastors Paul Pintzger zugeteilt. Fast vierzig Jahre wirkte er in Münsterberg bis zu seinem Tode am 13. Juli 1806. Vgl. auch Fechner: Wirtschaftsgeschichte, S. 126, und Ričan, Rudolf: Das Reich Gottes in den Böhmisches Ländern. Geschichte des tschechischen Protestantismus. Ins Deutsche übersetzt von Bohumín Popelar, Stuttgart 1957, S. 146.

²³⁾ Über den Grafen Michael Stillfried († 11. 3. 1796) und seinen Sohn Johann Joseph auf Neurode, Tscherbeneu und Kudowa vgl. J. Fogger: Beiträge zur Wirtschaftskunde der Grafschaft Glatz, Kierspe 1952, S. 147—149.

A. von den Lutheranern:

1. der Siedler Georg Kollatschny ²⁴⁾ sen. aus Strausseneý,
2. der Siedler Jan Kollatschny aus Strausseneý,
3. der Kolonist Georg Kollatschny jun. aus Bukowine,
4. der Häusler Josef Kollatschny aus Strausseneý,
5. der Häusler Jan Stara aus Tscherbeneý und
6. der Bauer Jan Novák aus Birkhagen (Brzesowie).

B. von den Reformierten waren anwesend:

1. der Auszügler Georg Zwikirsch aus Strausseneý, der bei den Reformierten das Amt des Schullehrers innehatte,
2. der Häusler Jan Schirlo,
3. Jan Hojn,
4. der Knecht Jakob Zwikirsch und
5. der Häusler Georg Zwikirsch, alle aus Strausseneý.

Abgemacht wurde,

1. daß in Strausseneý, im Oberdorfe, ein Kirchlein oder ein Bethaus gebaut werden solle und zwar in der Nähe des Siedlers Kollatschny. Der Platz wurde auch besichtigt und für geeignet befunden;
2. wurde beschlossen, daß dieses Kirchlein beiden Parteien zum Abhalten des Gottesdienstes dienen solle.
3. Herr Graf Stillfried schenkt der Gemeinde den Bauplatz, alle Steine und 1000 Ziegeln aus der Kudowaer Ziegelei, außerdem auch das notwendige Holz, das sich die Gemeinde allerdings selber fällen muß.
4. Jedes männliche Mitglied der Kirche verspricht, zehn Tage lang am Bau mitzuarbeiten.
5. Herr Pastor Pokorný sprach davon, daß er zu diesem Zwecke von seinen Freunden aus Sachsen schon 77 Rth. 18 Sgr. erhalten habe und daß er hoffe, noch weitere Hilfe zu erhalten.

Am gleichen Tage trat die Kommission noch einmal zusammen und zwar im Schlosse zu Kudowa. Hierhin wurden auch David Duchatsch und Jakob Kubečšek eingeladen. Beide waren aus Nauseneý, und beide gehörten zu den Reformierten. Hier wurden die Beschlüsse von allen Anwesenden angenommen und bestätigt. Bald darauf kam von den königlichen Ämtern auch die Erlaubnis für die Sammlung, was die Freude der Gemeinde noch vergrößerte.

²⁴⁾ Mader stellt noch hundert Jahre später fest (Westecke S. 301): „In den böhmischen Gemeinden Tscherbeneý und Strausseneý sind die Zwikirsch, Kollatschny und Duchatsch vorherrschend.“

Doch diese Freude dauerte nicht lange. Herr Pastor Pokorný und Herr Graf Stillfried einigten sich nämlich und beschlossen, die Kirche nicht in Strausseney, sondern näher bei Kudowa zu bauen. Alsbald wurde auch mit dem Bau begonnen und zwar in Tscherbenej im herrschaftlichen Garten hinter der Bierbrauerei. Die Bevölkerung, für die die Kirche bestimmt war und für die die öffentliche Sammlung genehmigt und ausgeschrieben wurde, wurde nicht nach ihrer Meinung gefragt. Die Mauern der Kirche standen schon bis zu den Fenstern, da sah man plötzlich, daß der ausgewählte Platz für die Kirche doch nicht sehr geeignet war. Der Bau wurde unterbrochen, und die Maurer bekamen aus der Baukasse 60 Taler ausgezahlt. So wurde unnötig Geld zum Fenster hinaus geworfen.

Daraufhin ersetzte der genannte Herr Graf 20 Taler, und der Bau der Kirche wurde von Strausseney noch weiter weg verlegt und zwar nach Kudowa²⁵⁾. Auf diese Weise kam die Strausseneyer Gemeinde um die ihr geschenkte Kirche. Die Lutheraner haben sich allerdings hier sehr um den Bau gekümmert, besonders Georg Kollatschny sen. und sein Sohn Jan Kollatschny, der nach dem Tode des Vaters 1797 alle Sorgen auf sich nahm. Die Reformierten sahen jedoch bald ein, daß ihnen mit der Kirche in Kudowa wenig geholfen war. Sie zeigten daher nur wenig Freude, gar als ihnen gesagt wurde, daß es eine lutherische Kirche werde, weil sie ja von Lutheranern gebaut werde und ein lutherischer Pastor das Geld dafür sammelte.

Diese Kirche, die auf dem über Kudowa liegenden Sternberge²⁶⁾ gebaut wurde, hat viel Geld gekostet, und für den Bau mußten wiederholt Sammlungen veranstaltet werden, besonders in Sachsen. Aus Schriftstücken, die mir in die Hände kamen, geht hervor, daß der Bau auf ungefähr 4000 Taler kam. Was für eine schöne Kirche hätte damals für das gleiche Geld in Strausseney gebaut werden können!

Nach dem Kostenanschlag im Projekt²⁷⁾ war für die Zimmerleute eine Summe von 283 Talern, 9 Silbergroschen, 6 Pfennigen vorgesehen, und die Maurer sollten 390 Taler, 7 Silbergroschen, 6 Pfennige bekommen; zusammen also 673 Taler, 17 Silbergroschen, wobei der Lohn für Tischler-, Glaser-, Schlosser- und Schmiedearbeiten schon einberechnet war.

²⁵⁾ Hultsch, Böhmisches Gemeinden, S. 97.

²⁶⁾ In letzter Zeit war hier der Name Stammberg oder Schloßberg üblicher. (B)

²⁷⁾ Als Randbemerkung fügt Bergmann ergänzend hinzu: „Die Zeichnung und der Kostenanschlag, nach dem in Kudowa gebaut wurde, stammten von dem Maurermeister Georg Wagner aus Wünschelburg und dem Zimmermeister Anton Stephan aus Lewin.“ Der letzte Name könnte auch Stephan oder Stefan lauten. (B)

Außerdem wurde noch eine Sammlung für den Bau einer evangelischen Schule in Tscherbenedy oder Kudowa veranstaltet²⁸⁾. Wieviel dabei zusammenkam, ist uns jedoch nicht bekannt, da die Rechnungen darüber nicht gefunden wurden. Doch wo keine Gemeinde ist, ist keine Schule notwendig, und daher wurde auch keine Schule gebaut. In Tscherbenedy und in Kudowa benötigte man sie nicht, und auf Strausseney wurde keine Rücksicht genommen; denn da wohnten ja nur einfache und arme Leute. Dabei wurde aber all das Geld gerade für diese Gemeinde geschenkt. Wohin das Geld kam, wissen wir nicht.

Die Kirche wurde 1799 fertiggestellt, und am 20. Oktober desselben Jahres wurde sie durch den Senior Augsburger Konfession, den Herrn Kunowsky aus Schweidnitz, feierlich eingeweiht. An der Einweihung beteiligten sich zwar beide Parteien, die lutherische und die reformierte, aber gleich von Anfang an kam es wegen einiger Zeremonien zu Meinungsverschiedenheiten. Besonders gegen das auf dem Altar stehende hölzerne Kruzifix, das von irgendeinem Krämer geschnitzt und angestrichen worden war, hatten die Reformierten Einwände; sie fanden es scheußlich. Ihr Prediger, der Herr Moyses aus Hussinetz bei Strehlen, ließ sich sogar entschuldigen und nahm an der Einweihung überhaupt nicht teil. So kam es, daß das Kirchlein, statt zur Vereinigung beizutragen — und der sollte es doch hauptsächlich dienen — die alte Zwietracht noch vergrößerte und weiter schürte.

Zu all den Meinungsverschiedenheiten und zu dem Streit, der wegen des Kruzifixes ausbrach, auf das die Lutheraner ein Recht zu haben behaupteten, kam noch die Entfernung zwischen Kudowa und Strausseney. Bei schlechtem Wetter und im Winter konnten schwächlichere Leute die Kirche nicht besuchen. Es begannen daher wieder die sonntäglichen Versammlungen in den Wohnungen, und das Kirchlein vereinsamte mehr und mehr. Nur viermal im Jahre wurde hier eigentlich ein Gottesdienst abgehalten und zwar zweimal vom reformierten Prediger aus Hussinetz und zweimal vom lutherischen aus Münsterberg²⁹⁾. Dabei wurde jedesmal auch das Abendmahl gereicht.

4. *Bemühungen der Reformierten um eine eigene Kirche*

Die Reformierten versuchten daher von neuem die Erlaubnis für den Bau eines eigenen Kirchleins in Strausseney zu erlangen. Unterstützt wurden sie dabei von ihren Geistlichen, und besonders half ihnen Herr Hofprediger Elsner, der da-

²⁸⁾ Randbemerkung Bergmanns: „Gesammelt wurde für die Schule in den Jahren 1800, 1801, 1802 und sogar auch noch 1803 und 1804.“ (B)

²⁹⁾ Die Münsterberger lutherische Böhmengemeinde schmolz im Laufe von zwei Generationen auf wenige Familien zusammen. Pokorný hatte zwar noch einen Nachfolger in Paul de Czaltik aus Miawa, Komitat Neutra in Ungarn, der aber bereits am 27. November 1810 starb. Nun ordnete die Regierung an, daß die wenigen böhmischen Lutheraner der deutschen Gemeinde beitreten und daß das Gehalt des böhmischen Predigers dem Prediger der neu zu errichtenden Pfarrei in Kudowa zugute kommen sollte. (Hartmann, Münsterberg, S. 324—325.)

mals Superintendent der Reformierten in Breslau war. Nach vielen Anstrengungen erhielten sie 1811 endlich die Erlaubnis für den Bau einer Kirche und als Hilfe außerdem auch das notwendige Holz aus dem königlichen Walde hinter Nauseney, das sie jedoch selber fällen mußten. Sie begannen auch gleich eifrig zu bauen. Josef Benesch stellte für den Bau und für den Friedhof seinen Garten zur Verfügung, wofür er von Jan Schirlo und Daniel Zwikirsch, deren Gärten mit seinem grenzten, entschädigt wurde. Der Neubau fiel jedoch nicht sehr zufriedenstellend aus; denn arm und der Baukunst unkundig, bauten sie, ohne Kalk und ohne ordentliche Fundamente zu legen, direkt auf der Erde. Die Steine brachten sie selber zusammen, und auch die Maurerarbeiten verrichteten sie selbst. Durch besonderen Eifer zeichnete sich beim Bau der schon erwähnte Kolonist Josef Benesch aus. Er arbeitete als Zimmermann, Tischler und Glaser. Er arbeitete bei Tag und Nacht, die Nachbarn sorgten dabei für seine Verpflegung, bis endlich ihre Freude den Höhepunkt erreichte und das einfache Kirchlein fertig war. Über den Tag der Einweihung liegen keinerlei schriftliche Eintragungen vor³⁰⁾.

Als im Sommer 1813 während des Waffenstillstandes im französischen Kriege König Friedrich Wilhelm III. im Tscherbeneyer Pfarrhause wohnte³¹⁾, machte er mit seinem Hause einen Ausflug zu den Felsen auf dem Spiegelberg. Es war zur Zeit, als die Blaubeeren reiften, und es war ein Sonntag. Ganz Strausseney ging ihm entgegen, als er vom Spiegelberg über Bukowine zurückkehrte. Auf dem Rückweg von Bukowine erblickte er das neue, aber ärmliche Gebäude des Kirchleins. Er erkundigte sich genauer und erfuhr, daß es die Kirche der Reformierten sei, die von den hiesigen, in Armut lebenden wenigen Familien selbst gebaut wurde. Daraufhin ließ er die Gemeindeältesten Jan Schirlo und Wenzel Kollatschny herbeirufen, die etwas deutsch verstanden und auch ein wenig deutsch reden konnten, und erkundigte sich näher nach den Zuständen in der Gemeinde. Er fragte auch nach dem Patron ihrer Kirche, und als er hörte, daß sie keinen Patron hätten, sagte er: „Nun, dann will ich euer Patron sein, und nach Kriegsende baue ich euch ein Pfarrhaus und eine Schule³²⁾.“

Dieses königliche Versprechen wurde auch treu gehalten; denn schon im Jahre 1817 wurde, ohne daß man daran erinnern mußte, ja, ganz unerwartet, auf

³⁰⁾ Nach Hultsch: Böhmisches Gemeinden, S. 97, wurde die Kirche in Strausseney 1813 eingeweiht.

³¹⁾ Der König reist am 20. Juni über Glatz, Reinerz und Lewin nach Böhmen und kehrt von dort am 23. nach Glatz zurück. Vom 24. bis zum 29. Juni nimmt er Wohnung im Pfarrhaus von Tscherbeney bei Pfarrer Johann Hauck (1804—1818). Am 29. begibt er sich über Reinerz nach Kundendorf bei Landeck. Vgl. F. Volkmer: Besuche der Grafschaft Glatz durch die obersten Landesherrn, in: Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz Bd. II, 1882/83, S. 33. Vgl. auch Mader, Lewin, S. 130 f. Eine Gedenktafel erinnert im Pfarrhaus von Tscherbeney an den Aufenthalt des Königs.

³²⁾ Souček spricht in der von ihm hier eingeschobenen Überschrift und auch in seinem Kommentar davon, daß der König auch den Bau einer Kirche versprochen hätte. In der Chronik ist jedoch nur von der Schule und dem Pfarrhaus die Rede. (B)

königliche Kosten mit dem Bau des Pfarrhauses und der Schule begonnen. Der Bau wurde ohne jegliche höhere Aufsicht unter der alleinigen Leitung des königlichen Bauinspektors Friedrich aus Glatz durchgeführt. Friedrich dachte mehr an sein eigenes Einkommen und an seine Unterhaltung als an seine Pflichten. Gearbeitet wurde liederlich, und das Gebäude, das insgesamt 1080 Rth. kostete, wurde gar nicht richtig fertiggestellt. Der Keller und die Ställe, die für sich über 400 Rth. kosteten, waren überhaupt nirgends zu finden. Nur ein ummauertes Loch war da, und ein wirklicher Keller wurde daraus erst viel später. Der von der Obrigkeit abgetretene leere Platz, der zum Hause gehörte und für den Garten bestimmt war, blieb an der unteren Seite unumzäunt und wurde mit der Zeit von einem unordentlichen Nachbarn weggeackert. So stand das Haus einsam und verlassen von seiner Fertigstellung im Jahre 1817 bis zum Jahre 1830. Wegen der erwähnten Uneinigkeit der Einwohner konnte nämlich kein Geistlicher das Amt hier antreten.

II. Die Zeit Pastor Bergmanns

1. Die Einigung der beiden Konfessionen

In den Jahren 1824, 1828 und 1829 besuchte Bad Kudowa der Herr Konsistorialrat Gaß³³⁾ aus Breslau. Dieser ehrwürdige und wahrhaft christliche Mann scheute keine Arbeit, um die zerteilte Gemeinde erneut zu vereinen. Sein aufrichtiges Wollen war nach vielen Beratungen und Unterredungen schließlich von Erfolg gekrönt. Beide Parteien einigten sich in dem Sinne, daß sie nicht Lutheraner nach der Augsburger und nicht Reformierte nach der helvetischen Konfession sein wollten, sondern nur evangelische Christen, die sich einzig und allein nach dem Evangelium richten. Es wurde beschlossen, daß beim Abendmahl nicht Oblaten, sondern gewöhnliches Brot gereicht werden, daß die Kirche als Zeichen des Christentums ein gewöhnliches Kreuz ohne jede Verzierung schmücken und daß brennende Kerzen nur dann verwendet werden sollten, wenn es notwendig wäre, das heißt, wenn der Gottesdienst zu nächstlicher Stunde abgehalten würde. Dieses Abkommen wurde in der Kirche von den Ältesten Jan Schirlo, Daniel Zwikirsch und Wenzel Kollatschny unterschrieben.

³³⁾ Joachim Christian Gaß, geb. 26. 5. 1766 in Leopoldshagen bei Anklam, wird 1810 als Regierungsrat in die Kirchen- und Schuldeputation in Breslau berufen, erhält 1811 einen theologischen Lehrstuhl an der neuen Breslauer Universität und gehört von 1817 bis zu seinem Tode am 19. 2. 1831 dem Evangelischen Konsistorium an. Vgl. Johannes Grünewald: Die geistlichen Mitglieder des Evangelischen Konsistoriums zu Breslau 1817—1900, in: Jahrbuch N. F. 39, 1960, S. 137—138. — „Im Zuge des Unionsgedankens wurde 1831 die besondere reformierte Superintendentur aufgehoben und die acht reformierten Gemeinden Schlesiens (Breslau, Glogau, Hussinetz, Groß-Friedrichstabor, Friedrichsgrätz, Anhalt, Primkenau und Strausseney) je in den nächsten Kirchenkreis eingepfarrt.“ H. Eberlein: Schlesische Kirchengeschichte, 3. Aufl., Goslar 1952, S. 171.

Erst nach dieser Einigung begannen sich das königliche Amt und das Konsistorium um einen Geistlichen zu kümmern. Ich, der jetzige hiesige Geistliche und Autor dieser Zeilen, besuchte damals die Universität in Breslau. Doch scheint es mir angebracht, hier erst einmal einige Angaben über meine Person anzuführen. Dazu führt mich nicht etwa Eitelkeit, sondern ich tue es nur deshalb, damit in der Gemeinde auch später einmal die Frage nach dem ersten hiesigen Geistlichen richtig beantwortet werden kann.

2. *Bergmanns Bildungsgang*

Ich, Josef Ernst Bergmann, wurde am 17. August 1798 in Zápudow, einem Dörflein in der Nähe von Bosen, eine halbe Meile von Münchengrätz (Mníchovo Hradíste) an der Iser entfernt, im Bezirk Jung-Bunzlau (Mladá Boleslav) geboren. Mein Vater war der Häusler und Weber Josef Bergmann. Meine Mutter Katherina war eine geborene Schindler (Šindelářová) aus Bosen. Den ersten Wissensdurst erweckte in mir mein Vater. Er regte mich schon sehr früh dazu an, religiöse Schriften und alte Chroniken zu lesen, und ich fand auch bald großen Gefallen daran. Freilich um die Kinderjahre, um den Frühling meines Lebens, wurde ich auf diese Weise zum großen Teil betrogen. Oft, ich erinnere mich noch heute daran, schaute ich traurig durch das offene Fenster, hörte die fröhlichen Rufe und den Gesang meiner Altersgenossen, die draußen auf der Wiese spielten, während ich am Tische an einer großen Bibel saß, aus der ich meinem Vater vorlesen mußte. So vergingen meine Kinderjahre.

Als ich älter wurde, ließ mir der Vater Unterricht im Spiel auf verschiedenen Musikinstrumenten erteilen. Die Schule besuchte ich erst in Bosen und später im Marktflecken Fürstenbruck (Kněžmost). In Bosen wirkte damals als Schullehrer Josef Bayer und in Fürstenbruck Wenzel Hauser. Beide waren gutmütige Männer und befähigte Dorflehrer. Schon sehr bald machte ich mir beim Lesen verschiedener Schriften allerlei Gedanken und stieß auf Fragen, die mir der Vater nicht erklären und beantworten konnte. So konnte ich zum Beispiel nicht verstehen, warum Gott uns auch heute noch dafür bestraft, daß Adam und Eva entgegen seinem Verbote Äpfel von dem verbotenen Baume gegessen hatten. Können wir denn etwas dafür, daß sie von dem verbotenen Obste aßen? Und warum eine so große Strafe für das erste und doch so kleine Vergehen? Weiter war mir unverständlich, warum der Teufel in Gestalt einer Schlange Eva überhaupt in Versuchung bringen durfte; denn aus eigener Erfahrung wußte ich, daß unser Vater keinen ausgelassenen Knaben im Hause duldet, der uns zu etwas Schlechtem oder Verbotenem anstiften wollte. Solche und ähnliche Gedanken hatte ich schon sehr früh, und Vater sagte, daß auch er dies nicht verstehe, daß aber diese Sachen, wie er sich denke, auf den höheren Schulen erklärt würden und daß auch die Priester etwas davon verstünden, daß sie es aber einfachen Leuten nicht erklären wollten. Das alles erregte in mir den

Wunsch zu studieren, und diesen Wunsch unterstützte auch der Vater, indem er mir sagte, daß er mir, wenn ich nur erst größer wäre, seinen Möglichkeiten entsprechend helfen wollte. Vorläufig ließ er mir Musikunterricht erteilen, das entsprach seinen Verhältnissen. Er selbst wurde jedoch lungenkrank, und sein Atem wurde kürzer und kürzer. Dadurch gerieten wir mehr und mehr in bittere Armut, und der Wunsch meiner Kindheit, später einmal zu studieren, schwand dahin.

So kam das Jahr 1814, in dem ich nach Ostern als aufgeschossener Jüngling zum Militär einberufen und gerade an dem Tage assentiert wurde, als die Nachricht eintraf, daß Paris gefallen sei. Ich kam zum Prinz Reuß-Plauen-Regiment, das in den Wasserkasernen in Königgrätz lag. Da ich jedoch körperlich schwach war und mit der Waffe nicht umgehen konnte, wurde ich noch im Juli desselben Jahres wieder nach Hause geschickt. Im Jahre 1815, als gegen Napoleon, der damals von Elba nach Frankreich zurückkehrte, ein neuer Krieg auszubrechen drohte, wurde ich erneut zum Regiment einberufen. Da ich immer noch zu schwach war, wurde ich aber auch diesmal wieder nach Hause geschickt.

Zu diesem Zeitpunkt, als ich das Schicksal eines Söldnersklaven vor mir sah und mir klar wurde, daß mir der Verlust aller menschlichen Selbständigkeit drohte und daß alle Pläne meiner Kindheit in unerreichbare Ferne rückten, wurde ich sehr traurig. Viele Nächte hindurch fand ich keinen Schlaf, besonders dann, wenn ich mit einem Genossen meiner Kindheit zusammentraf, der in besseren Verhältnissen lebte und eine bessere Bildung genoß. So ein Jugendfreund war Jan Zima aus Schantow (Žantov) bei Fürstenbruck, der früher mit mir zusammen die Schule in Fürstenbruck besucht hatte. Er besuchte jetzt das Gymnasium in Jung-Bunzlau und zwar schon die fünfte Klasse. Er erzählte mir viel von Wissenschaft und Kunst, und als ich ihm meine geheimen Wünsche offenbarte, riet er mir, nach Jung-Bunzlau zu gehen und den Rektor der Schule, Herrn Vinař, aufzusuchen. Dieser gute Mann, so meinte er, würde mir sicher einen guten Rat geben können. Gleich am nächsten Sonntag begab ich mich dorthin, allerdings unter einem anderen Vorwande, damit niemand etwas von meinem Vorhaben erführe. Der Herr Rektor war in der Tat ein gütiger und einsichtsvoller Mann. Nachdem er mich angehört hatte, sagte er, ich solle am 1. November wiederkommen; da mich mein eigener Wille treibe, wolle er mich auf eine Schule bringen, die auch mir offenstünde.

Zu Hause erwartete ich dann einige Wochen hindurch bangend, aber doch wieder freudig den Tag der endgültigen Entscheidung. Von meinem Vorhaben erzählte ich niemandem. Erst einen Tag vor meinem Weggang sprach ich davon. Vater und Mutter wollten mich nicht fortlassen. Sie rieten mir ab und wiesen darauf hin, daß sie mir in keiner Weise würden behilflich sein können. Ich ließ mich jedoch nicht von meinem Vorhaben abbringen und begab mich,

wie es abgemacht war, am 1. November 1816 früh um 9 Uhr auf den Weg. Auf der Schulter trug ich das Kästchen mit dem Klarinett und der Pikkolo, und in der Tasche hatte ich 45 kupferne Kreuzer Wiener Währung. Als ich von dannen ging, öffnete der Vater noch das Fenster und rief mir nach: „Josef, Josef, du begibst dich ohne Ruder aufs Meer, du kehrst wieder zurück.“

Mit einem ärmlichen Baumwollanzuge bekleidet, dessen Stoff ich selbst gewebt hatte, und mit schweren, aber doch freudigen Gedanken kam ich abends in Jung-Bunzlau an. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte, und deshalb ging ich in ein Wirtshaus. Dort aß ich ein Stück Brot, und um kein Geld für Stroh ausgeben zu müssen, legte ich mich zum Schlaf auf eine Bank. Früh ließ mich die Kälte nicht lange schlafen, und deshalb begab ich mich auf den Ring. Dort wollte ich auf- und abgehen, um mich wenigstens so ein wenig zu erwärmen. Als ich da herumspazierte, hörte ich auf einmal, wie mich jemand rief: „Herr Bergmann, Herr Bergmann!“ Ich drehte mich um und sah neben einem Korbe voller Zwiebeln eine Frau sitzen. Gerade die rief mich. Als ich näher trat, um zu erfahren, was sie wünsche, fragte sie mich, was ich hier suche. Ich erzählte ihr von meinem Vorhaben, und sie fragte weiter, ob ich schon ein Zimmer gemietet hätte. Als sie hörte, daß dies nicht der Fall sei, sagte sie, daß ich bei ihr wohnen könnte, und schickte auch gleich ihre Tochter, ein etwa achtjähriges Kind, mit mir, um mir die Wohnung zu zeigen. Diese Frau, die mich kannte, stammte aus Bosen; ich konnte mich jedoch nicht an sie erinnern. So kam ich unerwartet zu einer zwar ärmlichen, aber meinen Verhältnissen entsprechenden Wohnung, in der man mir überdies auch sehr freundlich gesinnt war. In der Stube blieb ich allein. Ich nahm das Kästchen von der Schulter, nahm das Klarinett heraus, und da ich ein wenig proben wollte, fing ich an zu spielen. Da ging auf einmal die Tür auf, und ein junger Mann trat in die Stube. Er war erstaunt und fragte mich, was ich hier mache. Es war der Sohn der Zwiebelhändlerin. Als er erfuhr, daß ich von nun an hier wohnen würde, zeigte er sich höchst erfreut und fragte, ob ich auch nach Noten spielen könnte. Ich bejahte es, und er sagte, daß mich Gott geschickt hätte. Er erzählte weiter, daß er Musiker sei, daß er in der Stadt in einem Saale zum Tanz spiele, daß er dringend einen ersten Klarinettisten brauche, daß er nirgends einen auftreten könne und daß er von einer großen Sorge befreit würde, wenn ich mit ihm spielen wollte. Freudig sagte ich zu.

Um neun Uhr ging ich dann zu meinem Rektor. Der nahm mich sehr freundlich auf und stellte mich dem Lehrer der vierten Klasse der deutschen Schule vor, einem gewissen Herrn Matthäus Vymetálek. Auch der sprach mir Mut zu, und ehe er mich entließ, bestellte er mich für den nächsten Tag früh um acht Uhr zu sich. Noch abends am gleichen Tage spielte ich mit meinem neuen Freunde und seinen Genossen zum Tanze. Dadurch verdiente ich 4 fl. Wiener Währung, die ich für meinen Lebensunterhalt gut gebrauchen konnte. Das war der Anfang

meines Studentenlebens, das manchmal sehr schwer, aber immer fröhlich war. In der Schule war ich glücklich, doch das, was ich so gern erfahren hätte, erfuhr ich auch hier nicht. Mein Religionslehrer Aegidius rügte mich oft wegen meiner Fragen, und andere sagten mir, ich solle warten, denn auf solche Fragen gäbe erst die Philosophie Antwort.

Nach Beendigung des Gymnasiums in Jung-Bunzlau trat ich 1823 mit großem Schwung dem Orden der religiösen Schulen, dem Piaristenorden³⁴), bei, obwohl viele meiner teuren Lehrer, die selbst diesem Orden angehörten und es gut mit mir meinten, mir davon abrieten. Bald bereute ich auch diesen Schritt. Ich hoffte ein ruhiges Leben zu finden und wollte mich mit Kunst befassen. Statt dessen wurde meine persönliche Freiheit mehr und mehr eingeschränkt, und auch meinem Denken wurde ein Zwang auferlegt. Das alles erweckte in mir eine Unzufriedenheit und Traurigkeit. Nach einigen Wochen, die ich in Benešau (Benešov) bei Prag im Noviziat verbrachte, wurde ich als ältester der Novizen in die Stadt Beraun geschickt, wo ich in der dritten Klasse der deutschen Schule als Lehrer wirken sollte³⁵). Dort durchschaute ich die traurigen Zustände im Orden noch viel genauer. Im Herbst 1824 wurde ich von Beraun nach Leitomischl versetzt, wo ich zwei Jahre verblieb und zwar bis zum September 1826. Dort lernte ich den Philosophen Bonifacius Busek kennen, einen guten und klugen Mann, und bei ihm bekam ich endlich Antwort auf viele Fragen meiner Kindheit. Er war ehrwürdig und fromm, aber er war auch ein scharfsinniger Denker. Deswegen wurde er auch viel verfolgt und mußte viel ertragen. Meine Anschauungen nahmen hier klare und feste Formen an, doch dadurch wurde für mich auch meine bisherige Stellung immer unerträglicher. Ich kam mir vor wie eine verkörperte Lüge; denn ich sollte die mir anvertraute Jugend etwas anderes lehren, als mir mein Wissen und Gewissen befahlen. Ich trat deshalb aus dem Orden aus und trennte mich von dem sonst sorglosen Klosterleben. Im September 1826 begab ich mich auf den Weg nach Schlesien.

Mit mir ging Benediktus Pfitzner, ein Mitglied des gleichen Ordens. Ich hatte vor, nach Königsberg zu gehen; denn dort wirkte damals der Philosoph Her-

³⁴) Piaristen, Ordo Clericorum Regularium Pauperum Matris Dei Scholarum Piarum, 1597 in Rom von Joseph von Calasanza gegründet, 1621 zum religiösen Orden mit feierlichen Gelübden erhoben. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verbreitet sich der Orden über Italien hinaus nach Spanien, Österreich, Ungarn, Böhmen, Mähren und Polen. Seine Blüte wurde durch die Aufklärung geknickt, doch besaß er 1962 in 15 Provinzen noch ca. 180 Häuser mit 2455 Mitgliedern, die ca. 70 000 Schüler unterrichteten. Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 8, 2. Aufl., Freiburg 1963, Sp. 490/91.

³⁵) Bei der Lehrtätigkeit des Novizen Bergmann in Beraun kann es sich nur um eine vorübergehende Aushilfe gehandelt haben. Auch nach Leitomischl kam er in erster Linie seiner eigenen Ausbildung wegen. Erst 1826 fing Bergmann an, neben seinem Studium auch an einer Knabenschule zu unterrichten. Vgl. die in Anm. 5 genannte Arbeit von Jaromír Metys. (B)

bart³⁶⁾, dessen Schriften ich in Leitomischl teilweise kennengelernt und lieb-gewonnen hatte. Dieses Vorhaben konnte ich allerdings nicht verwirklichen; denn die Alltagssorgen waren zu groß. Mein Genosse stand ganz ohne Mittel da, und daher mußte ich mich auch um seine Kleidung und seinen Lebens-unterhalt kümmern. Wir blieben darum vorläufig in Breslau. Mein erster Lehrer und Führer war hier Knie, der blinde Lehrer der Blinden³⁷⁾. Ich hatte keine Bekannten, keinen Freund und ernährte mich eine Zeit lang durch Ab-schreiben verschiedener Schriftstücke. Andere Nahrung als in Wasser gekochte Kartoffeln mit Salz konnte ich mir dabei nicht erlauben. Damals machte ich die Erfahrung, daß der Mensch ohne Salz leben kann, nicht aber ohne Fett. Der strenge Winter war, da ich kein Holz zum Heizen hatte, bei meiner spärlichen Kleidung ein schwerer, aber doch fröhlicher Anfang meiner Studienzeit in Breslau.

Ich schrieb mich bei der Philosophischen Fakultät ein und hörte bei Wachler³⁸⁾ Geschichte, bei Braniß³⁹⁾ Philosophie, bei Köcher höhere Mathematik und bei Steffens⁴⁰⁾ Physik und Anthropologie. Später besuchte ich dann noch bei David Schulz⁴¹⁾ Vorlesungen über das Alte Testament, bei Middeldorpf⁴²⁾ über das Neue Testament, bei Coelln⁴³⁾ über biblische Theologie usw. Den größten

³⁶⁾ Johann Friedrich Herbart (1776—1841) wirkte von 1809—33 in Königsberg. Es ist bezeichnend, daß auf den jungen Angehörigen eines katholischen Schulordens unter allen deutschen Nachfolgern Kants Herbart als einer der führenden Pädagogen seiner Zeit den stärksten Eindruck gemacht hat.

³⁷⁾ Johann Georg Knie, geb. 13. 1. 1795 in Erfurt, seit 1804 erblindet, seit 1. 2. 1819 Lehrer an der schlesischen Blindenanstalt in Breslau. Er veröffentlichte 1827, 1830 und 1834 umfangreiche geographische Werke. Er war dabei auf Hilfskräfte wie Bergmann angewiesen. Vgl. Karl Gabriel Nowack: Schlesisches Schriftstellerlexikon oder bio-bibliographisches Verzeichnis der im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts lebenden schlesischen Schriftsteller, 2. Heft, Breslau 1838, S. 86.

³⁸⁾ Johann Friedrich Ludwig Wachler, geb. 15. 4. 1767 in Gotha, seit 1815 Professor der Geschichte in Breslau, von 1817—1824 Mitglied des Ev. Konsistoriums in Breslau, Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek, 1830 Rektor der Universität, gest. 4. 4. 1838, ein naher Freund von David Schulz. Vgl. Grünewald a. a. O., S. 139. — Wachler war einer der führenden Professoren in der Frühzeit der Breslauer Universität. Seine Vorlesungen über die Geschichte der Wissenschaften und die neuere und neueste politische Geschichte erfreuten sich eines starken Zuspruchs. Vgl. Georg Kaufmann, Festschrift zur 100-Jahrfeier der Breslauer Universität, Bd. II, Breslau 1911, S. 368.

³⁹⁾ Christlieb Julius Braniß, geb. Breslau 1792, der erste im Herbst 1811 an der neuen Universität immatrikulierte, habilitierte sich 1826 in Breslau, wurde im gleichen Jahr außerordentlicher und 1833 ordentlicher Professor und im Jubiläumsjahr 1861 Rektor. Er starb am 2. 6. 1873. Ein Mann von hinreißender Beredsamkeit, der sich um den Ausgleich christlich-religiöser Anschauungen mit der spekulativen Philosophie der Zeit bemühte. Vgl. Richard Hönigswald, Philosophie, in der Universitätsfestschrift von 1911, Bd. II, S. 339—40.

⁴⁰⁾ Henrich Steffens, geb. 2. 5. 1773 in Stavanger in Norwegen, von 1811—32, Professor in Breslau, Anhänger J. G. Scheibels, gestorben am 13. 2. 1845 in Berlin. Vgl. Supan, Geographie, in der Universitätsfestschrift von 1911, Bd. II, S. 348 f.

⁴¹⁾ David Schulz, 29. 11. 1779 — 17. 2. 1854. Vgl. Grünewald a. a. O., S. 140 f. und die dort angegebene Literatur.

⁴²⁾ Heinrich Middeldorpf, 2. 8. 1788 — 21. 1. 1861. Vgl. Grünewald a. a. O., S. 141—142.

⁴³⁾ Daniel Georg Conrad von Coelln, 21. 12. 1788 — 17. 2. 1833. Vgl. Grünewald a. a. O., S. 142.

Eindruck auf mich machte mit der Zeit Steffens mit seinen zwar poetischen, aber sehr klaren und gemütvollen Ausführungen. Das führte mich weg von dem krassen und einseitigen Rationalismus, den ich Jacobi⁴⁴⁾, Köppen⁴⁵⁾, Salat und ihrer Schule verdankte, und dieser Wandel war für mein geistiges Leben sehr glücklich. So besuchte ich, von Sorgen und Not begleitet, vom September 1826 bis April 1829 die Philosophische Fakultät. Unterstützt wurde ich besonders von Herrn Ölsner⁴⁶⁾ von der Handelskammer in der Böttcherstraße. Dieser Herr ist auch heute noch mein treuer Feund.

1829, vor Ostern, ließ ich mich aus dem Studentenregister austreichen. Ich wollte endlich nach Königsberg zu Herbart; denn der zog mich immer mehr in seinen Bann. Weiter hatte ich die Absicht nach Upsala nach Schweden zu dem vorzüglichsten Chemiker dieser Jahre, zu Berzelius⁴⁷⁾, zu gehen, und von dort aus schließlich wollte ich nach Amerika auswandern. Als der Oberkonsistorialrat Herr David Schulze von meinem Vorhaben hörte, rief er mich zu sich. Er erzählte mir, daß in Strausseney im Kreise Glatz eine kleine evangelische Gemeinde lebt, die sich sehr nach einem Seelsorger sehnt. Und da es Böhmen seien und ich ein Böhme, so riet er mir, noch vor meiner Abfahrt nach Königsberg diese Gemeinde zu besuchen.

Gern nahm ich seinen Rat an; denn ich wollte vor meiner Abfahrt nach Königsberg sowieso noch meine Mutter und meinen Bruder in Zápudov besuchen. Am Karfreitag machte ich mich auf den Weg, und am Ostersonntag nachmittags kam ich in Strausseney an. Die Leute gingen gerade in die Kirche zur Vesper. Auch ich trat ein. Meinen Ranzen ließ ich bei David Zwikirsch. Nach dem Gottesdienst blieben die Leute stehen und erkundigten sich nach mir. Als sie alles erfuhren, hießen sie mich herzlich willkommen und baten mich, doch einige Tage dazubleiben. Ich nahm daher bei Jakob Schirlo im Oberdorf Quartier, und am nächsten Tage, am Ostermontag, hielt ich hier meine erste Predigt. Einen Tag später, am Dienstag, reiste ich dann nach Böhmen weiter, um meine Mutter zu besuchen. Doch versprach ich, das Amt des Predigers anzunehmen und dies dem Konsistorium in Breslau zu melden.

Ich habe jedoch vergessen, etwas über meinen Übertritt vom katholischen zum evangelischen Glauben anzuführen. Dieser Übertritt geschah am 19. Januar 1827

⁴⁴⁾ Friedrich Heinrich Jacobi, 25. 1. 1743 — 10. 3. 1819, seit 1807 Präsident der Akademie der Wissenschaften in München, Aufklärungsphilosoph, von dessen Schriften mehrere in Breslau erschienen.

⁴⁵⁾ Friedrich Köppen, geb. 21. 4. 1775 in Lübeck, Schüler Jacobis, Professor der Philosophie in Erlangen.

⁴⁶⁾ Über den Geheimen Kommerzienrat Ölsner vgl. Erich Fink, Geschichte der landesherrlichen Besuche in Breslau. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek zu Breslau, Heft 3, Breslau 1897, S. 176.

⁴⁷⁾ Jöns Jacob von Berzelius (1779—1848), einer der bedeutendsten Chemiker in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Entdecker des Selens, Thoriums und anderer Elemente.

in der Elisabethkirche in Breslau in Gegenwart des damaligen Pastor Archidiaconus Rotter. Die schriftliche Erklärung, die ich bei dieser Gelegenheit abgab, hatte folgenden Wortlaut: „Da die römisch-katholische Kirche entgegen dem einzig möglichen Ziele ihrer Konstitution nicht hilft, den menschlichen Geist im Sinne der Lehren Christi weiter zu entwickeln und solchen Bemühungen sogar überall feindlich gegenübersteht, die evangelische Kirche dagegen dieses Ziel anerkennt und auch zu erreichen sucht, trete ich von der katholischen Kirche zur evangelischen über und diesen Schritt beurkundige ich hiermit.“

Nach meiner Rückkehr nach Strausseney widmete ich mich ganz dem Studium der Theologie, und die Sachen, die ich früher übersprungen hatte, holte ich in dem nächsten halben Jahre nach. Im Januar 1830 legte ich mein erstes Examen ab und im April das zweite. Anfang Juli wurde ich dann als Kandidat hierher nach Strausseney geschickt.

3. *Schwerer Anfang in Strausseney. — Die Cholera*

Mein Anfang hier war schwer. Das Haus war leer und öde; denn von seiner Fertigstellung im Jahre 1817 blieb es dreizehn Jahre lang, bis 1830, unbewohnt und verschlossen stehen. Um das Haus herum lagen noch vom Bau her überall Steine, und überall wuchsen Brombeeren, kleine Fichten und andere Sträucher. Nichts war in Ordnung, der Platz war nicht einmal umzäunt. Viel Arbeit und viel Geld kostete es mich, ehe es mir gelang, das steinige Gelände in einen Garten umzuwandeln. Viel fruchtbare Gartenerde mußte ich mit der Schubkarre selbst heranziehen.

Im Monat September wurde ich in Breslau in der Magdalenenkirche ordiniert, und am 1. November des gleichen Jahres — 1830 — wurde ich durch den Herrn Superintendenten Handel aus Neißة hier eingesetzt ⁴⁸⁾.

Ich war hier nicht nur als Prediger tätig, sondern nahm auch die Pflichten des Lehrers auf mich und widmete mich in der Schule den hiesigen Kindern. Dabei mußte ich viel gegen Vorurteile und alte Sitten kämpfen. Die klaren Ansichten drangen jedoch durch, und langsam verschwand der alte widerspenstige Glaube.

⁴⁸⁾ Nach Bach, Kirchengeschichte, S. 379—80, wurde der neue Pastor von Strausseney wie der von Habelschwerdt „mit einem königlichen Gehalt von 400 Thalern angestellt“. Er meint dazu: „Wenn auch die Stellung der protestantischen Prediger in der Grafschaft Glaz, in Betreff ihres Einkommens gerade nicht zu anlockend ist; so steht doch ihre Besoldung an baarem Gelde, die keinem ungünstigen Zufalle preis gegeben, das Maaß ihrer Bedürfnisse genau berechnen und bestimmen läßt, mit den zu leistenden Berufsarbeiten in nicht ungleichem Verhältnisse. Viele der katholischen Pfarreien des hiesigen Gebirgslandes erreichen mit ihren Widmungen, die weder an Umfang, noch an Ertragsfähigkeit mit den Pfarrgütern Schlesiens zu vergleichen sind, mit den Zehnten und Stolgebühren nicht ein Einkommen von 400 Thalern.“

Im Jahre 1832 wütete hier die Cholera in solchem Ausmaße, daß fast alle Leute an ihr erkrankten. Es starben jedoch nur zwei Personen, nämlich Josef Kollatschny und seine Frau Lidmila, eine geborene Duchatsch. Er war 68 und sie 69 Jahre alt, und am 13. September 1832 wurden beide in einem gemeinsamen Grabe begraben.

Als die Krankheit hier wütete, herrschte große Furcht unter den Leuten, und ich, der ich nicht nur Geistlicher, sondern auch der einzige Arzt meiner Gemeinde war, ging mit Rat und Hilfe von Haus zu Haus. Und Gott half mir bei meinen Bemühungen; denn während in den Nachbargemeinden viele Menschen starben ⁴⁹⁾ — in manchen Häusern starben sogar alle Bewohner —, starb bei uns nur das oben erwähnte Ehepaar. Doch er wollte keine Arzneien einnehmen, und sie erkrankte gerade an dem Tage, an dem ich mich krank niederlegen mußte, so daß ich mich nicht aus dem Bette traute und ihr nicht zu Hilfe eilen konnte, als ich gerufen wurde.

Im Jahre 1833, im Monat Dezember, heiratete ich Maria Berndt. Sie war die Tochter des Josef Berndt aus Nieder-Podiebrad bei Strehlen.

1834 wurden wir erneut von der Cholera heimgesucht ⁵⁰⁾. Auch wir waren alle krank. Da wir jedoch sehr vorsichtig waren, starb in Strausseney niemand. Von den Mitgliedern unserer Gemeinde starb nur Jan Walta aus Tscherbenej; zu spät suchte er Hilfe auf. In Tscherbenej starben überhaupt viele Leute, so daß der Friedhof vergrößert werden mußte. In Machau starben binnen vierzehn Tagen 118 Personen. Auch in Politz, wie überhaupt in der ganzen Umgebung, herrschte unerbittlich der Tod.

Die Mittel, die ich mit so großem Erfolge anwandte und die mit Gottes Hilfe eine so gute Wirkung hatten, waren folgende:

1. Als sich die Krankheit näherte, rief ich die Gemeinde zusammen — nicht nur meine, sondern auch die katholische. Ich erzählte ihnen von der drohenden Gefahr und sagte, daß es Pflicht wäre, sich gegenseitig zu helfen. Weiter machte ich den Vorschlag, in dieser gefährlichen Zeit eine Bruderschaft zu gründen, deren Mitglieder Geld für den gemeinsamen Ankauf von Arzneien zur Verfügung stellen sollten, und versprach, mit diesen Arzneien jedem zu helfen, der Hilfe benötigen sollte. Diesem Vorschlag stimmten alle zu, und ich besorgte sofort die weiter unten angeführten Arzneien.

⁴⁹⁾ Zur Cholera im Hummelbezirk vgl. Mader: Lewin, S. 136—37. Die Seuche zog im Februar 1832 in die böhmischen Nachbarorte Nachod, Belowes und Porč ein. Am 29. Juli forderte sie in Lewin ihr erstes Opfer. Im ganzen Kirchspiel Lewin starben 51 Personen.

⁵⁰⁾ Über diese zweite Cholerawelle in der Grafschaft vgl. u. a. F. Volkmer: Abriß einer Geschichte der Stadt Habelschwerdt seit 1740, in: Vierteljahrsschrift für Gesch. u. Heimatkunde der Grafschaft Glatz 10, 1890/91, S. 231.

2. Um auf die sich nähernde Gefahr vorbereitet zu sein, bestimmte ich für meine Gemeinde einen feierlichen Gottesdienst, bei dem wir uns alle in den Willen Gottes ergaben und gemeinsam wie Sterbende das letzte Abendmahl feierten. Beruhigt erwarteten wir dann den Todesengel.

3. Ich belehrte alle über die Anzeichen, die dieser Krankheit vorangehen. Gewöhnlich machte sie sich durch folgende Symptome bemerkbar: Geräusche im Unterleib — manchmal schon zwei bis drei Tage vorher, Durchfall, Schwindelanfälle, Krämpfe und schneidende Schmerzen im Unterleib. Ich ermahnte alle, mich sofort holen zu lassen, wenn sich solche Anzeichen bemerkbar machen sollten, und sich zu Hause inzwischen wie folgt zu verhalten:

a) Sofort ein warmes Bett aufzusuchen und sich warm zuzudecken. Sofort auch Kamillentee zu kochen, dem etwas Flieder und Pfefferminze beizumischen seien. Diesen Tee sollte der Kranke in kurzen Abständen löffelweise einnehmen, nicht auf einmal, damit er ihn nicht ausbrach. Sollte es trotzdem zum Erbrechen kommen, sollte ihm sofort ein neuer Löffel Tee gereicht werden und bald darauf noch einer. Zwischendurch sollten Ziegelsteine, irdene Schüsseln und irdene Teller erwärmt werden. Die sollten dem Kranken unter die Füße und um den Körper herum gelegt werden, damit sich sein Gesicht rötete und er so schnell wie möglich in heißen Schweiß ausbrach. War dies einmal erreicht, war die Gefahr überwunden, und die meisten entkamen auch auf diese Weise dem Tode.

b) Wollte das Brechen nicht aufhören, gab ich nach meiner Ankunft in einem Teelöffel 5 bis 8 Tropfen Opiumtinktur. Nach einigen Löffeln hörte der Kranke meist auf zu brechen.

c) Bei starken Krämpfen in Hals und Lunge wurden mit großem Erfolg 3 bis 4 Tropfen des blauen Kamillenöls verabreicht. Das Kamillenöl zeigte sich überhaupt als wirksamstes Mittel gegen diese Krankheit.

d) Gegen große Schmerzen und Krämpfe im Magen und in den Därmen halfen einige Tropfen Pfefferminzöl, dem etwas Opiumtinktur oder einige Tropfen Kamillenöls beigemischt waren. Dann wurde der Kranke zum Schwitzen gebracht, bis er in heißen Schweiß ausbrach. Das führte zu einer schnellen Besserung. Das Schwitzbad mußte allerdings einige Stunden dauern, und der Kranke mußte zwei bis drei Hemden durchschwitzen. Am nächsten Tage war er dann aber wieder in Ordnung und konnte aufstehen.

e) Gegen Krämpfe in den Armen und Beinen wurde Kampferspiritus verwendet und, wenn es nötig war, auch Salmiaksalbe. Der aber, der der Krankheit nicht auf die erwähnte Weise vorbeugte oder der beim Auftreten der ersten Anzeichen nicht sofort die genannten Arzneien einnahm oder gar Schnaps

trank, mit dem war es schlimm. Die Haut bedeckte sich mit kaltem öligem Schweiß, man sah direkt, wie er dahinsiechte, und in wenigen Stunden verlor er gänzlich sein früheres Aussehen. Die Hände sahen aus, als ob ein Kind Handschuhe an hätte, so hing die Haut um die Finger. In diesem Stadium gestikuliert der Todkranke fortwährend mit den Armen, bis er schließlich verschied. Möge Gott die hiesigen Dörfer in Zukunft vor dieser Krankheit beschützen.

Nach der Cholera erkrankten hier viele Leute an Anschwellungen. Besonders betroffen waren junge Männer und Knaben, denen das Geschlechtsorgan anschwell. Viele starben daran.

4. Die weitere Entwicklung — Der Neubau der Kirche

Im Jahre 1835 kam der erste Schullehrer und Organist hierher. Er hieß Georg Kober und stammte aus dem Ort Wiese-Gräflich bei Neustadt in Oberschlesien. Er war ein guter und fleißiger Lehrer, ein gerechter Mann, scharfsinnig und tüchtig, aber schwach in der Musik und im Orgelspiel. Ihm habe ich die Schule übergeben, und selbst hörte ich auf zu lehren. Es war zwar schon vor ihm, von 1831 bis 1833, ein vorläufiger Lehrer hier gewesen, ein gewisser Mrnka aus Politz, der hatte sich jedoch wenig um die Schule und noch weniger um sich selbst gekümmert. Er ging daher mit nicht gerade gutem Rufe von hier fort.

1836 begannen sich traurige Risse in den Mauern der Kirche zu zeigen, und bald mußte festgestellt werden, daß keine Reparatur die Kirche vor dem Einstürzen retten könne. Es begannen daher Verhandlungen über den Bau einer neuen Kirche. Die Verhandlungen schritten jedoch nur sehr langsam voran, und die Landesregierung als Patron zeigte wenig Interesse, etwas in einer Gegend zu bauen, in der es keine Straßen gab. Denn hier konnte kein Fremder die Kirche bewundern und die Regierung für den Bau loben. In Köln war es was anderes, dort wurde ein gewaltiger babylonischer Dom gebaut⁵¹⁾. Auch im Riesengebirge wurde nicht gespart. Dort wurde für viel Geld eine hölzerne Kirche aus Norwegen aufgestellt⁵²⁾, wohl deshalb, weil sie einen schönen Ausblick auf Erdmannsdorf⁵³⁾ bot; denn die Gemeinde selbst hatte kein Interesse am Bau. Für Strausseney aber war kein Geld vorhanden. Vielleicht spielte

⁵¹⁾ In den Jahren 1821—42 wurden die mittelalterlichen Teile des Kölner Doms restauriert und im Anschluß daran bis 1880 der ganze Bau unter starker Beteiligung des preußischen Königshauses durch den aus Schlesien stammenden Dombaumeister Zwirner vollendet.

⁵²⁾ Die Kirche Wang wurde 1843 von Norwegen ins Riesengebirge gebracht.

⁵³⁾ Erdmannsdorf wurde nach dem Tode Gneisenaus (1831) von Friedrich Wilhelm III. erworben und in den nächsten Jahren zum Sommersitz ausgebaut. Nach Schinkels Plänen wurde 1836—40 eine stattliche, prächtig ausgestattete Kirche errichtet. Über die Witwe Friedrich Wilhelms III., die Fürstin von Liegnitz, gelangte der Besitz 1840 für 186 000 Rtl. als Krongut an Friedrich Wilhelm IV. Vgl. J. G. Knie, Übersicht der Dörfer, Flecken, Städte und anderen Orte der . . . Provinz Schlesien, 2. Aufl., Breslau 1845, S. 122/23.

hier auch die Tatsache eine Rolle, daß sich die Gemeinde nicht den falschfrömmlichen Ansichten Eichhorns⁵⁴⁾ und Thiles⁵⁵⁾ anschloß, sondern den Breslauer Protest⁵⁶⁾ unterschrieb und ihre Freiheiten verteidigte.

1847 kam es aber schließlich doch zum Bau. Am 12. Mai wurde der Bauplatz vermessen, und am 14. des gleichen Monats begann die Arbeit. Es ging dabei recht feierlich zu. Eine Kapelle spielte, es wurde gesungen, und ich hielt eine den Zeiten und Zuhörern entsprechende Ansprache. Am 1. August fand die feierliche Grundsteinlegung statt. Es war ein Sonntag, und wir hatten viele liebe Gäste. Senior Krause aus Breslau, der Prediger der St. Bernhardkirche, hielt eine Predigt in deutscher Sprache, ich selbst predigte dann tschechisch. Vom alten Kirchlein ausgehend, in dem ich ein Dankgebet sprach und eine kurze Ansprache hielt, veranstalteten wir einen Umzug. Bei dieser Prozession sangen wir das Lied „Halleluja, necht' sláva, čest našemu Bohu vzdaná jest“ (Halleluja, Lob, Preis und Ehr sei unsrem Gott). Dieser Choral wurde von den hiesigen Musikanten begleitet. Der Deckel des Grundsteins, der von dem Steinmetz David Benesch schön ausgearbeitet worden war und die Jahreszahl enthielt, wurde, mit Blumen geschmückt, auf einer Tragbahre von der alten Kirche zum Bauplatz gebracht. Diesen Umzug begleiteten alle Bauleute und eine große Menschenmenge. Der Grundstein liegt unter der Altarwand. Er enthält zwei Pergamentblätter mit Angaben über den Bau und die derzeitigen Zustände. Das eine Blatt wurde von mir in tschechischer Sprache, das andere von Schullehrer Kober in deutscher Sprache geschrieben. Außerdem befinden sich noch Münzen im Grundstein, die in diesem Jahr geprägt wurden. Es sind Münzen vom Taler bis zum Pfennig. Gebaut wurde in diesem Jahre bis Mitte Oktober. Der Turm war noch nicht fertig, aber ebenso hoch wie das übrige Gebäude, so daß alles zusammen unter Dach gebracht werden konnte.

Im Mai 1848 wurde der Bau wieder aufgenommen. Fertig wurde er im August. Am 15. September waren auch die letzten Arbeiten erledigt, und die Einweihung konnte auf den 24. des gleichen Monats festgesetzt werden.

Es war der 14. Sonntag nach Trinitatis. Zur Einweihung wurde vom Konsistorium Herr Superintendent Schmaltz aus Glatz hierher delegiert. Ihm assistierten der Prediger Letzner von der Elftausendjungfrauenkirche in Breslau und der Herr Dobbermann aus Habelschwerdt. Am Abend vor der Einweihung, am Sonnabend, dem 23. September, versammelte sich die Gemeinde zum letztenmal zu einem Dankgebet in der alten Kirche. Hier verabschiedete sie sich von

⁵⁴⁾ Johann Albrecht Friedrich Eichhorn (1779—1856), von 1840 bis 1848 preußischer Kultusminister.

⁵⁵⁾ General von Thile, Adjutant Friedrich Wilhelms IV. in seiner Kronprinzenzeit und von ihm 1840 zum Kabinettsminister erhoben. Vgl. Otto Hintze: Die Hohenzollern und ihr Werk, Berlin 1915, S. 518.

⁵⁶⁾ Über den Breslauer Protest vgl. Eberlein: Schlesische Kirchengeschichte, S. 144.

dem Ort, der ihr mit Gottes Hilfe zu einer höheren Reife verhalf, und bei dieser Gelegenheit wurden auch junge Leute in die Kirchengemeinde aufgenommen.

Am nächsten Tage, am Sonntag, war dann folgendes Programm: Um 9 Uhr früh versammelten sich die Kirchenältesten und einige Gemeindeglieder in der alten Kirche. Alle anderen Leute zusammen mit den Sängern und der Kapelle warteten draußen vor der Kirche. Es wurde das Lied „O kdybych tisíckrát ná usta a k nim tisíc jazyků měl“ (O, daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund) gesungen. Darauf hielt ich eine kurze Ansprache und ein Dankgebet. Dann forderte ich die Versammelten auf, das alte traurige Gebäude zu verlassen, und übergab Kelch, Bibel und Agende den Kirchenältesten, die sie in die neue Kirche tragen sollten. Dann traten wir aus der Kirche und schlossen uns dem Zuge an, der uns schon erwartete.

Der Zug war folgendermaßen zusammengesetzt: An der Spitze gingen zwei Männer von der Gemeindegewache mit ihren langen weißen Stäben, an die grüne Zweige angebunden waren. Die Wache wurde speziell für diesen Tag zusammengestellt, sie sollte für Ordnung sorgen. Hinter ihnen ging die Schule, und dann kamen wieder zwei Mann von der Wache. Dann kam die Kapelle mit den Sängern und hinter ihnen die Baumeister mit dem Schlüssel. Den trug meine Tochter Julia ihnen voran. Auch der Schlüssel war wieder von zwei Mitgliedern der Gemeindegewache begleitet. Bei den Baumeistern handelte es sich um den Maurermeister Vogel aus Wünschelburg, um den Zimmermeister Mendel aus Steine und den Aufseher und Bauleiter Häusler aus Mittelwalde.

Hinter ihnen gingen der Herr Superintendent, Herr Pätzold, der Hauptverwalter der Güter des Grafen Magnis⁵⁷⁾, Herr Ritter, der Justitiar aus Lewin, die beiden erwähnten assistierenden Geistlichen, der Bürgermeister Wolff⁵⁸⁾ aus Lewin, der Herr Verwalter Beck aus Tscherbenej sowie die Kirchenältesten aus Reinerz und Wünschelburg. Hinter ihnen ging ich mit den hiesigen Kirchen- und Gemeindeältesten. Den Kelch trug Josef Kollatschny aus Bukowine, die Bibel David Zwikirsch, Häusler aus Strausseney, und die Agende Josef Schirlo, der unter dem Scheffelberge wohnte. Die oben erwähnten Herren und auch wir wurden auf beiden Seiten von Jungfrauen, Töchtern der hiesigen Gemeinde, begleitet. Sie trugen lange Blumengirlanden, und wir schritten zwischen ihnen wie eingerahmt. Uns folgten alle übrigen Anwesenden. So schritten wir zur neuen Kirche, deren Tür mit einer wunderschönen Girlande geschmückt war. Auf den Stufen vor der Tür standen 6 Männer als Ehrenwache. Bei dem Um-

⁵⁷⁾ Die Grafen Magnis auf Eckersdorf waren die Besitznachfolger der Grafen Stillfried in der Herrschaft Tscherbenej.

⁵⁸⁾ Siegfried Wolff war 1834—1857 Bürgermeister von Lewin. Seit 1839 bekleidete er auch das Amt des Polizeidistriktskommissars. Mader: Lewin, S. 90—93.

zuge wurde das Lied „Halleluja, necht' sláva, čest“ (Halleluja, Lob, Preis und Ehr) gesungen. An den Stufen übergab Herr Häusler die Schlüssel dem Herrn Superintendenten. Der schloß die Tür auf und übergab die Schlüssel mit einigen angemessenen Worten den Kirchenältesten. Damit war die Kirche der Gemeinde übergeben.

In der Kirche stellte sich der Herr Superintendent mit seinen Assistenten zum Altar. Die anderen nahmen in den Bänken Platz oder standen in den Gängen. Dann sangen wir zwei Verse des Liedes „Zpívejte, čest vzdejte Hospodinu ze všech stran“ (Singet dem Herrn ein neues Lied; singet dem Herrn, alle Welt! Ps. 96)⁵⁹⁾. Dann hielt der Herr Superintendent vom Altar aus eine Ansprache und sprach das Einweihungsgebet. Gleich danach sang die Gemeinde, ohne von der Kapelle begleitet zu werden: „Halleluja, Halleluja, halleluja.“ Anstelle einer Epistel las Prediger Dobbermann den Psalm 100 und Herr Letzner das Evangelium von den Samen, die auf verschiedenen Boden fallen. Darauf sang die Gemeinde „Sláva budiž Otcí, též synu, též i duchu svatému“ (Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste) und dann das Hauptlied „Nuž vzhůru k té tvé radosti, srdce, duše, duchu můj“ (Gehe deiner Freud entgegen, du mein Herz, mein Seel', mein Geist). Dann trat ich auf die Kanzel und hielt eine Predigt auf den Text Petrus 1. Epistel, Kapitel 2, Vers 1–5: „Darum legt alle Bosheit und List beiseite . . . durch den Herrn Jesus Christus.“ Die Predigt hatte zum Inhalt: Diese neue Kirche soll ein Haus sein, in dem ihr eins werdet mit dem Leibe Christi, um das Reich Gottes verbreiten zu können in der hiesigen Gemeinde.

Nach der Predigt wurde das Lied „Samému Bohu sláva čest“ (Allein Gott in der Höh' sei Ehr') gesungen. Danach reichte ich denen, die neu in die Kirche aufgenommen worden waren, das Abendmahl, sprach ein Gebet und gab den Segen. Darauf folgte das Lied „Nuž Bohu děkujme“ (Nun danket alle Gott).

Dieser erste Gottesdienst endete um halb eins nachmittags. Anwesend war eine große Menschenmenge; denn es war ein schöner und angenehmer Tag. Viele Leute standen vor der Kirche und um sie herum, da sie drinnen keinen Platz mehr finden konnten. Einige der werten Gäste, die von außerhalb waren, kamen dann im Schulzimmer zusammen, wo sie von der Kirchengemeinde liebevoll mit einem einfachen Mittagessen bewirtet wurden.

Am folgenden Montag, dem 25. des gleichen Monats, früh um acht Uhr, kamen wir an den Gräbern bei der alten Kirche zusammen. Wir verabschiedeten uns von denen, die hier ruhten. Dann suchten wir bei der neuen Kirche ein neues Gelände für den Friedhof aus und weihten es mit Gesang und Gebet ein. Es war ein trüber und regnerischer Tag, wie geschaffen für diese Feierlichkeit. Auf

⁵⁹⁾ Das Lied ist eine Nachdichtung Johann Liberdas (1700—1742) nach Psalm 96. (B)

dem alten Friedhofe sangen wir den Psalm 90. Nach einer kurzen angemessenen Ansprache gingen wir dann im Zuge zur neuen Kirche. Dabei sangen wir das Lied „Všickni lidé zemřít musí, tělo jako květ zhyne“ (Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch ist gleich wie Heu). Wir gingen um die Kirche herum und blieben auf dem Wege stehen, der zur Kirche führt. Hier wurde das Lied „Lásko, jenžs mě k podobnosti“ (Liebe, die du mich zum Bilde) gesungen. Es folgte die Ansprache und das Einweihungsgebet, und dann wurde dem Totengräber Jakob Zwikirsch öffentlich Hacke und Schaufel zur Zubereitung unserer letzten Ruhestätten übergeben. Ich rief schließlich noch alle zur Wachsamkeit auf und gab den Segen.

Die Kosten für den Bau und die gesamte Einrichtung der Kirche sollten nach dem Kostenanschlag der Landesregierung im Schreiben vom 16. Februar 1847 insgesamt 5696 Rth., 20 Sgr. und 7 Pf. betragen. Davon sollte der Fiskus als Patron 3797 Rth., 23 Sgr. und 9 Pf. bezahlen. Da jedoch die Gemeinde sehr arm war, bekam sie außer den erwähnten zwei Dritteln noch einen Hilfszuschuß von 1230 Rth. Auf die Gemeinde entfiel daher nur ein Betrag von 668 Rth., 26 Sgr. und 10 Pf. Bis heute jedoch — bis zum 3. Oktober (1848) — hat noch niemand aus der Gemeinde zu den Baukosten beigetragen. Allerdings wurden bisher auch nur 3150 Rth. ausgegeben. Wann die Orgel aufgestellt wird, für deren Ankauf uns unsere liebe Freundin und Gönnerin, Frau Glocke⁶⁰⁾ aus Breslau, 100 Rth. geschenkt hat, und wann wir die Glocken und die Turmuhr bekommen, läßt sich in dieser bewegten und unruhigen Zeit nicht voraussehen.

In diesem Jahre — 1848 — verließ uns auch unser Lehrer Kober. Er bekam eine Stellung in Rosenhain bei Ohlau. Als neuer Lehrer und Organist kam hierher der in Reichenbach geborene Karl Lichtenfeld, ein junger und gutmütiger Mann, der besonders an Musik viel Interesse hat.

Die asiatische Cholera nähert sich in diesem Jahr auch wieder. In Berlin, in Potsdam und auch anderswo sind schon viele Leute an dieser Krankheit gestorben. Im Gegensatz zum vorigen Jahre, das unfruchtbar und teuer war, ist dieses Jahr gesegnet und reich. Auch die Kartoffeln sind gut gediehen, doch faulen sie den Leuten im Keller.

5. *Politische Einstellung Bergmanns. — Rückblick auf seine Jahre in Strauseneu. — Gründe für seinen Weggang*

Im Februar und März vorigen Jahres — 1848 — brachen überall in Europa politische und nationale Unruhen aus. Sie versprachen dem arbeitenden und armen Volke viel Erleichterungen zu bringen. Nach einiger Zeit wurden sie

⁶⁰⁾ Der Name könnte allenfalls auch Glock oder Gloke lauten. (B)

jedoch 1849 überall durch militärische Gewalt unterdrückt, und die Stellung des Volkes wurde nicht leichter, sondern noch schwieriger. In Wien, Preßburg, in Ungarn und in Baden wurden viele treue Nationalisten ermordet, ihr Blut wird als Fluch an den hiesigen Völkern hängen bleiben. Die Konstitution, die die Herrscher in Österreich und Preußen versprochen, hat sich in ein Nichts aufgelöst. Dieses tiefe und vereiterte gesellschaftliche Geschwür läßt sich durch kein Pflaster heilen. Die Krankheit wird sich weiter verbreiten, bis sie alle Pflaster durchfrißt, und wird sich schließlich erneut in ihrer ganzen Schärfe zeigen.

Die Cholera, die im vorigen Winter in Breslau wütete, dauert auch heute, am 13. September, noch an⁶¹⁾; über 3000 Menschen starben dort schon an dieser Krankheit. Jetzt ist sie schon bis Reinerz vorgedrungen. Auch die Kartoffeln drohen zu verderben. Niemand will aber an die sich nähernde Gefahr glauben, und die Landesregierung sorgt leider mehr für Waffen zur Unterdrückung des Volkes als für Mittel zu seiner Ernährung.

Über neunzehn Jahre schon übe ich in der hiesigen Gemeinde das Amt des Predigers aus — die besten Jahre meines Lebens. Mein Anfang hier war schwer. Alles mußte neu begonnen, angelegt und eingerichtet werden, und mein Gehalt war klein. Der Garten am Haus hat mich viel Arbeit und viel Geld gekostet. Ich fand das Gelände öde, mit Steinen und Sand bedeckt und mit Fichten und Brombeersträuchern überwachsen. Zweieinhalb Jahre war ich allein, kümmerte mich um die Schule und half allerseits, die Lebensbedingungen der Bevölkerung zu verbessern. Ich erweckte das Interesse für Musik; es kostete mich viel Arbeit, ehe ich die jungen Männer dafür gewann. Selbst übte ich mit ihnen Lieder für Kirche und Haus. Meine gute Mutter, die hierher kam, um mir in der Einsamkeit zu helfen, starb nach kurzer Zeit. Ich begrub sie hier beim alten Kirchlein und blieb wieder allein. Zur Kost war ich bei Jan Krisch sen.; im Winter ging ich zu ihnen, und im Sommer brachten sie das Essen zu mir. Die Wäsche ließ ich mir wieder in einem anderen Hause waschen.

Am traurigsten jedoch war es 1832, als die Cholera wütete. Von Haus zu Haus ging ich damals, um Hilfe zu bringen, und dabei hatte ich niemanden, der mich bedienen konnte, falls ich selbst krank werden sollte. Damals hatte ich abgemacht, vom Fenster aus zu pfeifen, wenn mir etwas zustoßen sollte und ich Hilfe benötigte. Auf dieses Signal hin sollte jemand zu mir kommen. Die aufrichtigsten unter den Brüdern waren Jan Schirlo, einer der Kirchenältesten und Schöffen, weiter David Zwikirsch, der im Unterdorfe am Bache wohnte, und dann noch der Schöffe Wenzel Kollatschny. Alle drei sind jetzt schon tot. Was ihre Treue und brüderliche Aufrichtigkeit anbetrifft, so hat sie bisher noch

⁶¹⁾ Nach Mader: Lewin. S. 140, forderte 1849 die Cholera im Kirchspiel Lewin 22 Opfer.

niemand in der Gemeinde voll ersetzt. Weiter habe ich mich hier um die Entwicklung des Handwerks gekümmert⁶²⁾. Auch das hat mich viel Arbeit und Geld gekostet.

Das alles hatte zur Folge, daß ich, auch bei sehr vorsichtiger Führung des Haushalts, nichts ersparen konnte, um die Zukunft meiner Kinder sicher zu stellen. Ich hatte gehofft, daß die Landesregierung früher oder später Verständnis für meine Schwierigkeiten haben und mich für meine vielen Opfer entschädigen würde, doch diese Hoffnungen wurden nicht erfüllt. Die Ansichten, die die Regierung in den letzten Jahren in Bezug auf Kirche und Religion vertrat, waren für mich nicht günstig. So stehe ich nun hier nach neunzehn Jahren, und eine Zukunft für meine Kinder, meine vier kleinen Mädchen, sehe ich nicht. Ihnen eine weitere Bildung zu geben, so wie es das Leben im heutigen Europa verlangt, dazu habe ich kein Geld; aber auch wenn ich es hätte, würden sie mir leidtun, denn etwas anderes als eine untergeordnete Stellung würde sie auch dann nicht erwarten. Selbständig von der Arbeit der eigenen Hände zu leben, das ist hier auch für Männer schwierig, und Frauen, denen ja für gewöhnlich nur das Nähen und Strümpfestricken überlassen wird, können sich allein nicht ernähren. Was erwartet also meine Kinder hier, wenn ich ihnen keine finanzielle Hilfe hinterlassen kann? Jetzt, so lange ich lebe, haben wir zwar genug Freunde, aber die haben eigene Sorgen, und falls sie später einmal aus Mitleid oder Barmherzigkeit etwas für meine Kinder tun sollten, sie werden dabei sicher in erster Linie an sich selber denken. Die Rente von 100 Talern in Gold, die ich bei meinem spärlichen Einkommen selber für meine Frau anlegen mußte, wo langt die hin für alle? Und sollte meine Frau bald nach mir sterben, dann bekommen die Kinder nichts davon, auch wenn sie noch klein sein sollten. Sollte mich Gott von hier abberufen, so könnte meine Familie nicht hier bleiben. Sie müßte sich in einer anderen Gemeinde ihren Lebensunterhalt suchen, in einer Gemeinde, die mich nicht kennt und für die ich nichts getan habe. Was sollten sie hier in Strausseneß anfangen?

Nach langen und gründlichen Überlegungen habe ich daher beschlossen, mit meiner Familie nach Texas in Amerika auszuwandern. Viele Landsleute haben sich dort schon niedergelassen, und viele werden ihnen noch folgen. Denn dort können fleißige und tüchtige Leute wirklich als Menschen leben und ihren leiblichen und geistigen Bedürfnissen gerecht werden. Ich gehe weg von hier. Mit Schmerzen verlasse ich die liebgewordene Gegend, in der ich die besten Jahre meines Lebens hindurch gearbeitet und gewirkt habe. Doch ich muß sie verlassen und auch das bequeme Leben hier, denn ich muß Rücksicht nehmen auf

⁶²⁾ Das Hauptgewerbe im Böhmischem Winkel war die Hausweberei. Bergmann war auch auf diesem Gebiete Fachmann. Er hatte einen selbstgewebten Baumwollanzug an, als er im Jahre 1816 aus seinem Heimatdorf nach Jung-Bunzlau wanderte. Um 1830 gingen die Weber in der Umgebung von Neurode und Lewin von der Leinen- zur Baumwollweberei über. Joseph Partsch: Schlesien. Eine Landeskunde, Bd. 2, Breslau 1907, S. 229/30. — Mader: Lewin, S. 122/23.

meine Kinder. Neunzehn Jahre lang habe ich hier der Gemeinde und dadurch auch dem Vaterlande gedient, den Rest meines Lebens muß ich meinen Kindern und meiner Familie widmen, denen die Gesellschaft keine gesicherte Zukunft garantiert. Für meine Familie wird es besser sein und erträglicher, wenn ich zusammen mit ihr diesen Ort verlasse, um ihr anderswo ein Heim zu suchen und vorzubereiten, als wenn sie später einmal allein, ohne mich, von hier wegziehen müßte. Sie würden kaum wissen, wohin sie sich wenden sollen; denn überall tobt ein unerbittlicher Konkurrenzkampf.

Das also sind die Gründe, warum ich von hier weggehe.

19. September. Vor einigen Tagen hatten wir hier eine Kirchen- und Schulinspektion. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Rechnungen der Kirche kontrolliert. Es wurde gefunden, daß das Vermögen der Kirche am Ende des laufenden dritten Quartals 1849 insgesamt 6158 Rth., 29 Sgr. und 11 Pf. ausmacht.

1. Der erste Teil des Vermögens beträgt 1218 Rth., 22 Sgr., 9 Pf. Zwei Drittel der Zinsen — 5% — werden ausgezahlt. Das dritte Drittel bleibt beim Kapital, so daß das Vermögen wächst ⁶³⁾.

2. Der zweite Teil des Gesamtvermögens in der Höhe von 1773 Rth. ist ganz für den Geistlichen bestimmt. Er bekommt davon alle Zinsen — 5% —.

3. Ein dritter Teil des Vermögens in Höhe von 2877 Rth., 18 Sgr., 4 Pf. ist für den Lehrer bestimmt ⁶⁴⁾. Davon bekommt er alle Zinsen — 5% —.

4. Der vierte Teil des Vermögens gehört ganz der Kirchenkasse. Dieser Teil beträgt 269 Rth., 13 Sgr., 7 Pf.

Zusammen macht das

1. Teil	1218 Rth., 22 Sgr., 9 Pf.
2. Teil	1773 Rth.
3. Teil	2877 Rth.
4. Teil	269 Rth., 13 Sgr., 7 Pf.
insgesamt	6138 Rth., 6 Sgr., 4 Pf.

Dazu kommt noch ein Barbetrag
vom Januar 1849 in der Höhe von

20 Rth., 23 Sgr., 7 Pf.

insgesamt also die Summe von 6158 Rth., 29 Sgr., 11 Pf.

⁶³⁾ Diese Stelle ist im tschechischen Texte völlig unklar, die hier gegebene Übersetzung ist aber die wahrscheinlichste. (B)

⁶⁴⁾ Diese Summe stimmt nicht genau mit der weiter unten mitgeteilten Rechnung überein. (B)

Wenn die unter den Nummern 1. und 2. genannten Vermögen schon vor zehn Jahren, also 1839, vorhanden gewesen wären, hätte ich bei meinem bescheidenen Haushalte etwas für die Kinder ersparen können und brauchte heute nicht auszuwandern. Das Vermögen wuchs aber sehr langsam und erreichte erst im vorigen Jahre — 1848 — die jetzige Höhe. Mein Nachfolger kann also ohne Sorge hier antreten. Ich jedoch, der ich bei so kleinem und nur langsam wachsendem Gehalte hier mit allem anfangen mußte, blieb ohne jegliche Entschädigung.

6. *Der Abstinenzbund*

Schließlich sei hier noch die Gründung des Abstinenzbundes erwähnt. Die Gründung erfolgte am ersten Sonntage im Juli 1839. Nach vorangehenden Verhandlungen mit den Gemeindeältesten, die sich viele Wochen lang hinzogen, fand vormittags in der alten, schon sehr baufälligen Kirche ein Gottesdienst statt. In der Predigt wies ich auf verschiedene Bibelstellen hin, appellierte an den gesunden Menschenverstand, sprach von der unseligen Rolle, die der Schnaps oft im Leben spielt, und forderte schließlich die Gemeinde auf, sich vom Genuß alkoholischer Getränke⁶⁵⁾ loszusagen. Dann lud ich alle ein, nachmittags in die Schule zu kommen, um sich dort zu dieser Abstinenz zu verpflichten. Und Gott segnete meine Bemühungen; denn fast die ganze Gemeinde kam zusammen, um das Versprechen abzulegen. Wir sangen erst ein passendes Kirchenlied, dann reichten wir uns gegenseitig die Hände, und schließlich wurden die Satzungen verlesen, zu denen wir uns verpflichten wollten⁶⁶⁾. Unter diese Satzungen setzte dann jeder eigenhändig seine Unterschrift. Damit war der Bund gegründet. Ich beschloß die erfreuliche Versammlung mit einem Gebet, und nach dem Liede „Samému Bohu sláva, čest“ (Preis, Lob und Dank sei Gott dem Herrn) gingen die Anwesenden auseinander. An den nächsten Sonntagen kamen dann noch andere, die anfangs gezagt hatten. Auch sie traten schließlich dem Bunde bei und unterschrieben die Satzungen.

⁶⁵⁾ Darunter wurde nur der Schnaps, nicht auch das Bier verstanden, wie sich u. a. aus der Schilderung der Zehnjahresfeier des Bundes am 22. Juli 1849 ergibt. Wie wichtig Bergmanns Kampf gegen den Banntwein war, macht Maders Sittenschilderung vom Ausgang des 19. Jahrhunderts (Westecke S. 302) deutlich: „Bei den Beerdigungen der Evangelischen tschechischer Nation versammelt sich die Grabbegleitung meist schon zwei Stunden vorher im Trauerhause um den geöffnet in der Wohnstube stehenden Sarg und singt tschechische Trauerlieder. Der Tisch ist mit gefüllten Schnapsflaschen und Gebäck besetzt, dem dazwischen fleißig zugesprochen wird. . . . Nach der beendigten Begräbnisfeierlichkeit ist bei Deutschen und Tschechen der Gang ins Wirtshaus gleich üblich und wird der Aufenthalt daselbst oft recht weit ausgedehnt. . . . Beim Kindtaufen geht man ebenfalls aus der Kirche ins Gasthaus. Ohne Rücksicht auf den Täufling wird wohl erst nach langem Aufenthalte, in angeheiteter Stimmung, vielleicht in der Dunkelheit des Abends und bei inzwischen eingetretenem schlechten Wetter der Heimweg angetreten.“ Es handelte sich um ein ganz allgemeines Problem. Vgl. über den Kampf des Pfarrers von Deutsch-Piekar Johannes Fietzek gegen die Brantweinpest in Oberschlesien: Alfons Nowack: Lebensbilder schlesischer Priester, Breslau 1928, S. 12—54. — Vgl. auch Eberlein: Kirchengeschichte S. 194.

⁶⁶⁾ Mičan veröffentlichte 1931 eine Abschrift der Satzungen im Anschluß an die Chronik. (B)

Bis heute wurde das gegebene Versprechen von allen treu gehalten, und das macht Eindruck auch auf die katholische Bevölkerung hier. Alle merken, daß es etwas Häßliches ist, Schnaps zu trinken, und daß man sich dessen schämen muß.

Im Jahre 1844 wurde auf meinen Vorschlag hin beschlossen, ein Buch anzulegen und darin den Lebenslauf jedes verstorbenen Mitgliedes festzuhalten ⁶⁷⁾. Am ersten Sonntage nach dem Begräbnis sollte dann, nach einem passenden Liede, der Lebenslauf öffentlich in der Kirche vorgelesen werden. Diese Bestimmung wird auch heute noch eingehalten genau so wie eine andere, die gewissermaßen dazu gehört. Nach ihr wird der Körper des verstorbenen Mitgliedes, ehe er begraben wird, in die Kirche gebracht. Hier wird ein passendes Lied gesungen, eine kurze Ansprache gehalten und ein Gebet verrichtet, und erst dann wird der Tote mit Gesang zu Grabe getragen. Meinen Nachfolger im Amt möchte ich hiermit bitten, diese Gewohnheit auch in Zukunft immer beizubehalten und nur im Falle ansteckender Krankheiten eine Ausnahme zu machen. Wer dagegen nicht Mitglied des Bundes ist oder wer gar durch leichtsinnige Beleidigungen zu einem Feinde des Bundes wurde, der soll nicht in die Kirche getragen werden, sondern direkt zum Grabe. Auch alle Kinder, die noch nicht in die Kirche aufgenommen wurden, sollen direkt zum Grabe und nicht in die Kirche getragen werden, auch bei den Kindern der vornehmsten Gemeindeglieder, ja selbst bei den Kindern des Geistlichen ist hiervon keine Ausnahme zu machen. Bis heute sind in dem Buche die Namen von 14 verstorbenen Brüdern und Schwestern eingetragen. Die letzte war Schwester Veronika, die Tochter des verstorbenen Kolonisten und Kirchenältesten Josef Schirlo ⁶⁸⁾ aus Strausseney unter dem Scheffelberg.

Der Bund hat in diesem Jahre, am 22. Juli 1849, sein zehnjähriges Bestehen gefeiert. Es war am siebenten Sonntage nach Trinitatis. Vormittags fand in der Kirche eine Gedenkfeier statt, bei der wir Gott dafür dankten, daß er uns in den vergangenen zehn Jahren half, den mächtigen Feind zu besiegen. Nach dem Mittagessen kamen wir in der Schule zusammen, da aber hier zu wenig Platz war, gingen wir in meinen Garten. Hier wurde fröhlich gesungen, und die, die dem Bunde neu beitraten, gaben ihre Unterschriften ab und reichten den Gemeindegästen die Hände. Dann gab ich einen kurzen Überblick über das Leben des Bundes in den vergangenen zehn Jahren. Danach gingen wir auf die Straße vor dem Pfarrhaus und stiegen gemeinsam hinauf nach Bukowine. Diesen Zug begleitete eine Kapelle, und außerdem trugen wir zwei Fahnen. Eine gehörte der Schule und stammte aus dem Jahre 1848, die zweite war eigens für diese Feier angeschafft worden. Sie war weiß und rot und trug in

⁶⁷⁾ Dieses Buch soll lange im Strausseneyer Pfarrhause gelegen haben. Heute ist es als verloren zu betrachten. Eine Abschrift ist nicht erhalten. (B)

⁶⁸⁾ Souček schreibt hier Schala, bei Mičan dagegen lautet der Name Schirlo. Er verdient den Vorzug, da es eine Familie Schala in Strausseney nicht gab. (B)

einem Kranze die Inschrift „Die Wahrheit dringt durch“⁶⁹⁾. Herr Graf Anton Magnis von Eckersdorf, der jetzige Besitzer der Herrschaft Tscherbenev-Kudova, schenkte der Gemeinde für die Feier liebenswürdigerweise 10 Rth. und ließ sich durch seine Beamten, den Herrn Verwalter Beck aus Tscherbenev und den Forstaufseher Herrn Roth aus Jakobowitz, vertreten. In Bukowine machten wir auf einer Wiese Rast. Sie bot einen wunderschönen Ausblick in das weite Land und auf die umliegenden Berge, die doch nichts anderes sind als Zeichen der Erhabenheit Gottes. Bei Gesang und Musik verbrachten wir hier unvergeßliche Stunden. Zur Erfrischung wurden alle mit Kaffee, Brot und Butter sowie gutem Bier bewirtet. Den Kaffee kochten wir selbst unter einem Felsen. Abends kehrten dann alle beglückt und zufrieden nach Hause zurück. Diesen von mir gegründeten Abstinentenbund lege ich meinem Nachfolger besonders ans Herz. Ich hoffe, daß auch er an diesem Resultat meiner Tätigkeit viel Freude haben wird und daß er in dieser Richtung weiterarbeiten wird zum Wohle der ihm anvertrauten Seelen.

Heute, am 2. Oktober, habe ich in der Kirche hier zum letzten Male das Amt des Geistlichen ausgeübt. Ich habe das Abendmahl gereicht und außerdem eine Trauung vollzogen. Getraut habe ich Josef Schirlo, den Sohn des verstorbenen Krämers Jan Schirlo aus dem Strausseneyer Oberdorfe, mit Veronika, der dritten Tochter des Kolonisten Josef Kollatschny sen. aus Bukowine.

Mit diesen Zeilen beendige ich meine Niederschrift. Morgen um acht Uhr früh verlasse ich, wenn Gott es will, Strausseney für immer.

Lebt wohl, alle ihr lieben Leute hier! Ich befehle euch in Gottes Hände und wünsche euch ein besseres Leben als das, das euch bisher beschieden war. Möget ihr dieses Ziel in Liebe und Einigkeit erreichen.

Josef Ernst Bergmann, Prediger des Evangeliums

III. Zusätze der Nachfolger Bergmanns

1. *Der Nachtrag von Pastor Kurtz*

Nach Abgang des Pastors Bergmann nach Amerika erlitt die Führung der Kirchenchronik eine mehrjährige Unterbrechung bis zum Jahre 61. Der Schreiber dieses trug lange Bedenken, dieselbe fortzusetzen; denn es war ihm nicht möglich, in demselben Geist, in dem das Werk angefangen war, dies zu tun. Er kannte nur die deutsche Sprache und wünschte nicht, daß seine vorhergehenden Notizen in einer der Gemeinde nicht verständlichen Sprache geschrieben wären.

⁶⁹⁾ Die Losung war in deutscher Sprache auf die Fahne geschrieben. (B)

Erst nach Ablauf von 10 Jahren wurden die durch den Abgang des Pastors Bergmann unterbrochenen Notizen fortgesetzt. Lange trug der Schreiber dieses Bedenken, ob er das begonnene Werk fortsetzen solle, denn es war ihm unmöglich, in demselben Geiste fortzuschreiben oder denselben auf die Gemeinde auszubreiten, da er ihn nicht hatte.

Nachdem Pastor Bergmann nach Amerika abgegangen war, blieb das Pfarramt bis zum Jahre 51 unbesetzt. Da sich unter den preußischen Predigern und Kandidaten kein böhmisch-redender befand, so wurden zur Abhaltung der Probepredigten Prediger aus Böhmen berufen. Die Probepredigten wurden drei Bewerber, nämlich dem reformierten Prediger Storch aus Libstat und Chlumský aus Czernilow, von der lutherischen, dem Prediger Kuczera aus Czernilow, übergeben. Aus den Akten geht hervor, daß die Gemeinde von vornherein für den Pastor Chlumský eingenommen war, ja sogar den Fehler beging, denselben eigenmächtig zur Abhaltung einer Probepredigt hierher zu berufen, wodurch sie sich eines von der Behörde gerügten Eingriffes in die Patronatsrechte schuldig machte. Pastor Chlumský wurde gewählt und auch installiert.

Während der Vakanz administrierte der Pfarrvikar Ablass aus Reinerz als Pfarrer, wobei ihm Lehrer Lichtenfeld zur Seite stand. Während der Vakanz wurde Lehrer Lichtenfeld nach Truhenstein versetzt und Lehrer Trautmann hier installiert.

2. *Der Nachtrag von Pastor Burghard*

. . . Nachdem seit Abgang des Pastors Bergmann aus Strausseney die Fortsetzung dieses Buches unterblieben ist, soll wenigstens von dem 50jährigen Jubelfeste des Bestehens dieser Gemeinde als einer selbständigen damit fortgeföhren werden und, wenn möglich, auch die Zwischenzeit ergänzt werden.

Strausseney, den 4. November 1880
Burghard, d. Z. Pastor

Am 31. Oktober 1880 feierte die Gemeinde Strausseney-Kudowa den Gedenktag ihres 50jährigen selbständigen Bestehens. Soviel es sich nämlich aus den Superintendenturakten feststellen läßt, ist Pastor Bergmann, nachdem er schon im Sommer 1830 in Strausseney eingetroffen ist, nach seiner in Breslau erfolgten Ordination am Reformationsfeste⁷⁰⁾ des Jahres 1830 durch den Superintendenten Handel aus Neiße feierlich in sein Amt zu Strausseney eingeföhrt worden.

Der derzeitige Geistliche nahm nicht nur Gelegenheit, in der in böhmischer Sprache zu Strausseney vormittags 10 Uhr, sowie in deutscher Sprache zu

⁷⁰⁾ Bergmann selbst gibt den 1. November, nicht den 31. Oktober 1830 als Tag seiner Einführung an. Das Reformationsfest bedeutete für ihn als „Hussiten“ wohl nicht viel.

Kudowa nachmittags 2 Uhr abgehaltenen Festtagspredigt über Luc. 6,20 an die besondere Bedeutung dieses Tages zu erinnern, sondern es wurde auch ein besonderer Abendgottesdienst in Strausseney mit deutscher Predigt abends 6 Uhr gehalten, wobei zum Text gewählt war: Psalm 122; der 6. Vers: „Wünschet Jerusalem Glück! Es müsse wohl gehen denen, die dich lieben!“ bildete den Mittelpunkt der ganzen Predigt: 1. als Freudenruf, 2. als Mahnruf, 3. als Bittruf.

Daß das Fest nicht so fröhlich gefeiert werden konnte, wie es der Bedeutung des Tages angemessen (gewesen) wäre, liegt in der schwer gedrückten Lage der hiesigen Bevölkerung, besonders in diesem Jahre, wo nun schon ein zweijähriger Mißwachs des Getreides und der Kartoffeln zu beklagen ist. Gebe Gott, daß wenigstens die so kärglich lohnende Arbeit der Handweberei⁷¹⁾ nicht ins Stocken gerathe, wie es den Anschein hat. Dann wäre das Elend grenzenlos und die Hungersnoth unvermeidlich.

Bei der am 31. Oktober d. J. gehaltenen Abendmahlfeier wurden zum erstenmal die von dem Frauenverein zu Heidelberg geschenkten vasa sacra — 2 Kelche, Platte und Kanne — von stark versilbertem Alfenid gebraucht — 300 M von Wert. Dieselben sind besonders für den neuen Betsaal in Kudowa bestimmt. Mit Beginn des Winters soll auch die von dem Geistlichen errichtete Volksbibliothek mit 28 Bändchen in Gebrauch kommen. Es sind dies allerdings nur deutsche Volksschriften, doch steht zu hoffen, daß besonders die Jugend dadurch in der deutschen Sprache gefördert wird, welche hier zur Herrschaft zu bringen, das Ziel jedes Geistlichen und Lehrers sein muß⁷²⁾, da der Armuth der kleinen Gemeinde am besten durch Anlehnen an das Deutschtum abgeholfen werden kann.

Wolfgang Berndt | Gotthard Münch

⁷¹⁾ Mader erzählt in seinem vielleicht nicht ganz unvoreingenommenen Bericht über die Westecke der Grafschaft (S. 302): „Die Ordnung im Gehöft oder in der Umgebung des Hauses verrät in der Regel einen Deutschen und nicht einen böhmischen Besitzer. Damit im Zusammenhange steht die Nachlässigkeit der Tschechen in der Kleidung bei der häuslichen Arbeit. Am Webstuhl und bei den landwirtschaftlichen Arbeiten trifft man nicht selten entblößte Weiber und Männer. Eine bescheidene Wohlhabenheit findet sich unter der Bevölkerung nur in einzelnen Fällen; reich in der zeitensprechenden Bedeutung des Wortes ist kaum jemand, arm sind die meisten.“

⁷²⁾ Das Ergebnis dieser Bemühungen von Kirche und Schule war, wie Mader (Westecke S. 303) dartut, allenfalls Zweisprachigkeit. Er weiß auch den Grund: „Die dauernde Erhaltung des Tschechentums in den genannten Gemeinden wurde von jeher durch den Umstand begünstigt, daß die Männer zumeist ihre Frauen aus den stockböhmisches Ortschaften jenseits der Grenze wählten. Daher kommt es, daß stets die Mehrzahl der heranwachsenden Kinder beim Eintritt in die Schule nur böhmisch sprechen kann, trotzdem der Vater der deutschen Sprache recht gut mächtig ist.“ Daran änderte sich auch bis zum Zusammenbruch von 1945 nicht viel. Im Jahre 1919 sprachen von 7306 evangelischen und katholischen Einwohnern des Kirchspiels Tscherbenej 3456 tschechisch. In Tscherbenej allein bildeten 1600 Tschechischsprechende zwei Drittel der Einwohnerschaft. Von Juli 1945 an begann diese tschechischsprechende Bevölkerung nach und nach über die grüne Grenze in das Innere Böhmens abzuwandern. Diese Bewegung gewann Massencharakter, als im März 1946 die amtliche polnische Ausweisung der einheimischen Bevölkerung nach Westdeutschland einsetzte. Vgl. J. Fogger, Glatzer Land und Volk II, S. 11.